

fluter.

Sommer 2019 / Nr. 71

Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung

Ganz
schön
weit

Südamerika

WAS KANN MAN EINEM VOLK, DAS KEINEN PERSÖNLICHEN BESITZ KENNT, NEHMEN?*

* Das indigene Volk der Yanomami, das im brasilianischen Regenwald lebt, kennt keinen individuellen Besitz. Doch mit dem digitalen Zeitalter begann für die Ethnie der Kampf um die Rechte an ihrem Namen. Dritte wollten ihn nämlich als Domainnamen registrieren lassen und durch den Verkauf der Web-Adresse Geld verdienen. Cybersquatting ist die Bezeichnung für eine solche Praxis.

**NEUGIERIG GEWORDEN?
MEHR ALS 250 WEITERE
SPANNENDE FACTS FINDET
IHR IM TIMER 2019/20.**

Der bpb-Notizkalender für Schule und Studium bietet täglich Wissenswertes zu Politik, Geschichte und Gesellschaft – diesmal mit dem Schwerpunktthema „Eigentum“. Bestellt ihn hier: [bpb.de/timer](https://www.bpb.de/timer)



Editorial

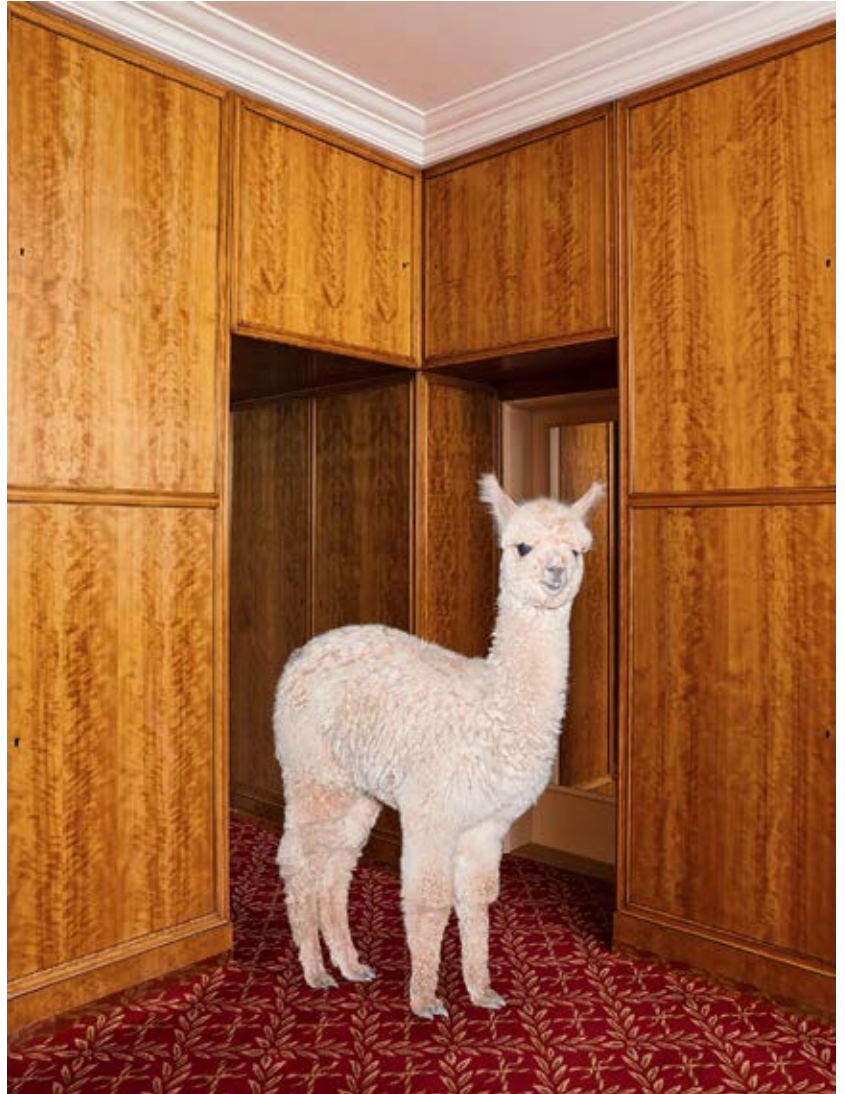
Wenn wir im Alltag über „die Amerikaner“ sprechen, sind oft nur die USA gemeint. Was dabei ausgeblendet wird, hat es allerdings in sich: ein Subkontinent voller geografischer Wunder, kultureller Vielfalt und gesellschaftlicher Widersprüchlichkeit. Wer sich näher mit dieser Weltgegend beschäftigt oder selbst dort unterwegs ist, spürt schnell die merkwürdige Spannung zwischen dem Wiedererkennen altbekannter westlicher Muster und völlig anderen Wirklichkeiten und Gegebenheiten.

Es gibt verschiedene Tiefendimensionen, die die gesellschaftlichen Verhältnisse Südamerikas prägen. Eine ist der Kolonialismus, seine Erfahrungen und Hinterlassenschaften, die immer noch präsent sind. Diese Geschichte ist doppelt gebrochen: als die der Landnahme durch die Europäer und der damit einhergehenden Vernichtung und Unterdrückung der indigenen Völker mitsamt der folgenden Sklaverei und als Vorgeschichte der Kolonisten in eigener kolonialer Abhängigkeit von fernen europäischen Mächten. Die Staaten Südamerikas leiden auch Generationen später unter den Konflikten, die aus dieser Kolonialvergangenheit herrühren. Indigenen werden bis heute zum Teil ihre Rechte nicht gewährt, Nachfahren afrikanischer Sklaven und der Europäer suchen nach einer gemeinsamen Identität.

Die Demokratien in Südamerika sind noch jung und oft ungesichert. Die autoritäre Versuchung, Macht zu erobern und Ordnung zu schaffen, ist aktuell gerade wieder am Wirken, mit allen Folgen zum Beispiel in Brasilien oder Venezuela. Die Jahrzehnte des Bürgerkriegs, massenhafte Erfahrungen der Gewalt unter Militärdiktaturen haben sich tief in das Gedächtnis vieler Bevölkerungen eingeschrieben. Diese Verbrechen des letzten Jahrhunderts sind oft noch nicht oder nur mangelhaft aufgearbeitet. Wie können Konflikte gelöst werden, indem sich vorher erbittert bekämpfende Gruppen in den politischen Prozess einbezogen werden? Ein positives Beispiel könnte der Friedensprozess zwischen der kolumbianischen Regierung und der FARC werden.

Die ökonomische Ungleichheit und die Fixierung auf global nachgefragte Rohstoffe sind eine weitere Hypothek. Südamerika ist eine rohstoffreiche Region und hat fruchtbare Böden. Wie sich daraus dauerhaft stabile Wirtschaftssysteme schaffen lassen, ist zentral für die Zukunft des Kontinents und eine offene Frage.

Bei allen Spannungen ist Südamerika auch voller faszinierender Menschen mit ihren Geschichten, ihrem Einfallreichtum und ihrer fantasievollen Streitbarkeit. Es gibt auch Staaten, die auf einem guten Weg sind – Uruguay bekämpft erfolgreich die Armut und hat schon 2013 die Ehe



Ganz schön warm hier: Von Alpakas wie diesem über Jaguare, Ameisenbären, Tapire und Leguane bis zu Pelikanen und Delfinen – Südamerika gehört zu den artenreichsten Regionen der Welt

für alle eingeführt. Bolivien versucht, seine Rohstoffe so abzubauen, dass die eigene Bevölkerung profitiert, und hat das „*vivir bien*“ in die Verfassung geschrieben.

Südamerika ist ein entscheidender Schauplatz im Kampf gegen den Klimawandel: Gelingt es, den Regenwald zu erhalten? Hier kommen auch wir in Europa ins Spiel – wie fair dürfen Preise für Lebensmittel sein, wie ignorant bleiben wir den ökologischen Kosten gegenüber? Wie können gerechte umweltpolitische Regelungen auch über die Kontinente hinweg gestaltet werden? Vielleicht ist Südamerika uns doch näher, als wir dachten.

Thorsten Schilling

Inhalt

Wir liefern das Abo
sogar nach Patagonien.
Hier bestellen:
www.fluter.de/abo



6 Schreien, um zu leben

In zahlreichen Ländern gibt es Proteste gegen eine Politik, bei der viele auf der Strecke bleiben

10 Am Limit

Wie Berge, Dschungel und Wüsten das Leben bestimmen

12 Schön für euch

Der Alltag in Venezuela ist hässlich, umso tröstlicher sind Schönheitswettbewerbe

16 Gute Saat

Wie es Uruguay geschafft hat, zum Vorzeigeland zu werden

19 Die Revolution macht Pause

In Kolumbien herrscht endlich Frieden – wenn auch ein vager

20 Zum Kotzen

Wer hätte gedacht, dass ein ekliger Pflanzensud mal so beliebt wird

24 Weißes Gold

In Bolivien lagern Unmengen Lithium. Die Frage ist: Wie können alle davon profitieren?

26 Jetzt beweg dich mal!

Mit unserem Schaubild wirst du zum Capoeirista

28 Wo sind wir denn hier?

Die Geschichte der Deutschen in Südamerika ist zwiespältig

30 Angst vor einer Tragödie

Unter dem brasilianischen Präsidenten, der Folter mag und LGBTIQ hasst, lebt es sich gefährlich

34 Der Müll, die Stadt und das Meer

In einer Favela in Rio surfen Jugendliche in eine bessere Zukunft

38 Narcos Paraguay

Das kleine Land ist ein Hotspot für Drogenhändler



Unser Cover:

Das Paar auf dem Titelbild hat eine lange Reise gemacht: Kely Vicuña, 21, und Darwin Contreras, 18, flohen aus Venezuela nach Chile, um politisches Asyl zu beantragen. Zuvor waren sie wegen ihrer Teilnahme an regierungskritischen Demonstrationen angeklagt worden

40 Der Kampf geht weiter

Die Mapuche haben sich erfolgreich gegen die Spanier gewehrt

44 Dios mío!

Die Missbrauchsskandale setzen der katholischen Kirche zu

46 Sie sind immer noch da

Die Diktatur in Argentinien hat bis heute Folgen

48 Hoch drei

Man vergisst schnell die Länder, in denen kein Spanisch oder Portugiesisch gesprochen wird

49 Tor zur Welt

In Ecuador spielen die Nachkommen afrikanischer Sklaven am besten Fußball

50 Impressum & Vorschau

Vamos !



Vom Norden in der Karibik nach Süden in Patagonien sind es rund 7.500 Kilometer Luftlinie, über Straßen sogar weit mehr als 10.000 Kilometer. Wer den Subkontinent bereist, bekommt ein Gefühl für die ungeheure Weite. Dieses Heft ist ebenfalls eine Reise – in alle 13 Länder Südamerikas. Auf kleinen Karten seht ihr immer genau, wo die Länder liegen. So gesehen ist dieser fluter auch eine Art Reiseführer – wer weiß, vielleicht fährt ja der eine oder die andere von euch mal hin. Aber jetzt gilt erst mal für alle: Einsteigen, es geht los.

Warum geht's vielen Menschen in Südamerika so schlecht, obwohl der Kontinent reich an Bodenschätzen ist? Und wieso geht's nach einer Zeit der linken Regierungen gerade wieder in die andere Richtung? Die Politikwissenschaftlerin Sabine Kurtenbach hat sich lange mit diesen Fragen beschäftigt

Schreien,

Frau Kurtenbach, Sie forschen zum Leben junger Menschen in Südamerika. Wie geht es Jugendlichen in der Region?

Wenn ich in der Großstadt lebe und aus gut situiertem Elternhaus komme, dann ist es fast wie in Hamburg, Berlin oder Köln. Wenn ich aber arm bin, indigen und noch dazu eine junge Frau auf dem Land, dann kann ich schon glücklich sein, wenn ich ein Minimum an Grundschulbildung bekomme.

Viele junge Leute wandern aus - zum Beispiel in die USA.

Eine würdige Arbeit zu finden, also nicht nur zu überleben, sondern zu leben, auch Vorsorge zu treffen bei Krankheit oder für Kinder, das alles ist für einen Großteil der lateinamerikanischen Jugendlichen extrem schwierig.

Woran liegt das?

Die Wirtschaft beruht in vielen lateinamerikanischen Ländern auf Rohstoffen. Öl ist ein klassisches Beispiel, aber auch Gold, Silber, seltene Erden. Das zieht sich durch die lateinamerikanische Geschichte wie ein roter Faden. Im 21. Jahrhundert hat das ein gewisses Maß an Gewinnen geschaffen. Aber dafür braucht es eben kaum Arbeitskraft, weil das meiste mit Maschinen gemacht wird.

Gibt es keine Industrie, keine großen Arbeitgeber?

Früher haben vor allem junge Frauen in Textilunternehmen für den Weltmarkt produziert. Aber in dem Moment, in dem diese Frauen für ihre Rechte und soziale Mindeststandards eingetreten sind, sind die Unternehmen abgewandert, etwa nach Bangladesch. Das internationale Kapital geht dorthin, wo es am schnellsten Gewinn macht.

Anfang der Nullerjahre sahen viele junge Leute Hoffnung in der sogenannten „rosa Welle“. In vielen Ländern Süd-

amerikas hat die „neue Linke“ versprochen, alles anders zu machen. Was wollte sie erreichen?

Die Hoffnung war, dass die Einnahmen des Staates nicht nur einigen wenigen zugutekommen, sondern der breiten Bevölkerung. Weniger Ungleichheit, mehr Chancen am Arbeitsmarkt, mehr Bildung und ein besseres Gesundheitssystem. Aber man muss stark unterscheiden zwischen den Ansätzen. Unter dem brasilianischen Präsidenten Lula da Silva war das Motto „Hilfe zur Selbsthilfe“. Unterstützung war daran geknüpft, dass Kinder zur Schule gingen und später arbeiten konnten. In Venezuela wurde das Geld aus dem Erdöl an die eigenen Anhänger verteilt, damit sich die Leute etwas kaufen konnten.

Das hat funktioniert?

Seit den 1960er-Jahren hieß es in Venezuela: Wir müssen die Einnahmen aus dem Öl nutzen, um ein tragfähiges Entwicklungsmodell zu bauen. Aber niemand hat es gemacht. Jetzt, wo der Preis für Erdöl im Keller ist, lebt die überwiegende Bevölkerung wieder in Armut. Die Eliten, die von dem Boom am meisten profitiert haben, haben ihr Geld ins Ausland gebracht, nach Miami oder Europa.

Jetzt tobt in Venezuela sogar ein Machtkampf. Oppositionsführer Guaidó sieht sich als legitimer neuer Präsident, Präsident Maduro will nicht abtreten.

In Venezuela hat die Opposition die Wahlen zur Nationalversammlung gewonnen, und Präsident Maduro sagt: Dann mache ich eben eine verfassunggebende Versammlung, und das Parlament hat nichts mehr zu sagen. Das ist schlicht undemokratisch, das ist autokratisches Verhalten.

Venezuela ist nicht das einzige Sorgenkind. In Brasilien ist mit Jair Bolsonaro ein Präsident an der Macht, der Folter

um zu leben



Seit Jahren schon gibt es in Venezuela gewaltsame Proteste gegen die Regierung von Nicolás Maduro, unter dem das Land so arm geworden ist, dass viele Menschen hungern. Die Bilder auf diesen Seiten zeigen den Protest der jungen Menschen, die sich um ihre Zukunft betrogen sehen

befürwortet, sich positiv auf die Militärdiktatur bezieht, kein Problem damit hat, die Umwelt zu zerstören, und dem Rechte von Minderheiten egal sind.

Lateinamerika ist gesellschaftspolitisch sehr konservativ. Es gab Fortschritte nach der Jahrtausendwende, aber nun organisiert sich der rechte Widerstand im Windschatten anderer Regionen wie den USA oder Europa. Wenn etwa Donald Trump sagt, dass er Bolsonaro toll findet, dann ist das für die Opposition in Brasilien ein großes Problem.

Gibt es auch Gründe, die in Brasilien selbst liegen?

Solange die strukturellen Probleme wie Armut, Ungleichheit und Diskriminierung nicht ansatzweise bearbeitet sind, ist ein solcher Rückschritt in autokratische Strukturen viel wahrscheinlicher. Die Demokratie ist in vielen Ländern Südamerikas massiv unter Beschuss. Wir sehen Rückschritte in den zentralen Komponenten: freie Wahlen, ein Minimum an Rechtsstaatlichkeit, Presse- und Versammlungsfreiheit, Rechte von Minderheiten. Das ist übrigens kein Links-Rechts-Problem. In vielen Ländern Lateinamerikas herrscht hohe soziale Ungleichheit, es gibt viel Gewalt. Dass in so einem Kontext die einfachen Antworten verfangen, das ist nicht erstaunlich.

Sprechen wir über Gewalt. Südamerika steht immer wieder in der Kritik wegen Menschenrechtsverletzungen. Aktivisten verschwinden oder werden getötet.

Das hat mit Machtpolitik zu tun. Als Demokratie muss ich mich zu gewissen internationalen Verträgen verpflichten, zu den Menschenrechten. Aber dann kommen wirtschaftliche Interessen dazu: Eine Mine soll ausgebeutet, nach Öl gebohrt werden. Die Regierungen kriminalisieren dann vielfach den Protest, die Polizei schießt, und der Konflikt eskaliert.

In einigen Ländern werden die Rechte von Indigenen verletzt, obwohl sie durch Abkommen geschützt sind.

Es stimmt, die meisten Länder Südamerikas haben ein internationales Abkommen unterzeichnet, das die Rechte von Indigenen schützt. Darin steht, dass sie angehört werden müssen, bevor Schürfrechte und Lizenzen vergeben werden. Aber entweder findet das nicht statt, oder die Regierung sagt, das ist nicht bindend, denn die Gemeinden wollen das in der Regel nicht. Oder aber, besonders perfide: Sie sagen, die Bewohner können zwar bestimmen, was auf ihrem Land passiert, aber alles ab einem Meter unter der Erde gehört sowieso dem Staat.



„Es gibt in Südamerika eine relativ starke Zivilgesellschaft. Sie hat vielen Entwicklungen in den letzten Jahrzehnten getrotzt“

Die Waorani, eine indigene Bevölkerungsgruppe in Ecuador, haben kürzlich per Gerichtsbeschluss Ölbohrungen auf ihrem Gebiet verhindert.

Das zeigt, wie wichtig Rechtsstaatlichkeit und unabhängige Gerichte sind. Nun ist die Frage, ob sich die politischen und wirtschaftlichen Eliten auch daran halten. In Ecuador besteht da momentan Hoffnung, in anderen Ländern nicht zwingend.

Welche Rolle spielt die Kolonialzeit, die Zeit der Unterdrückung durch Spanier und Portugiesen, in heutigen Konflikten?

Das ist in fast allen Konflikten ein Thema. Gerade in Chile, das oft als südamerikanisches Musterbeispiel gilt, sieht es da gar nicht gut aus. Chile hat im 19. Jahrhundert die Mapuche im Süden des Landes unterdrückt. Mit der Demokratisierung konnten die sich besser organisieren und ihre Rechte einfordern. Und nun gibt es wieder massive Repression.

Ein grundlegendes Problem, sagen Sie, ist, dass kein nachhaltiges Wirtschaftsmodell für Südamerika existiert. Gibt es denn einzelne Länder, die es anders machen?

Der indigene Präsident Evo Morales ist in Bolivien mit einem breiteren Entwicklungsmodell angetreten. In der Salzwüste Uyuni gibt es große Mengen an Lithium, das für Batterien sehr wichtig ist. Morales wollte das selbst abbauen und nicht internationalen Firmen überlassen, die die Gewinne für sich verbuchen. Aber das ist auch eine Frage von Technologie und Infrastruktur. Das kostet sehr viel Geld und geht auch nicht von heute auf morgen.

Wo noch?

Der vormalige Präsident von Ecuador, Rafael Correa, hat vor einigen Jahren gesagt, dass er das Erdöl im Amazonas im Boden lässt, wenn ihm die internationale Gemeinschaft den finanziellen Ausfall kompensiert. Das wäre gut für die Umwelt gewesen und für die Indigenen, die im Urwald leben. Am Ende haben aber nicht genügend Länder mitgemacht. Da geht es auch um internationale Interessen. Aus Südamerika sollen eben die Rohstoffe kommen.

Können es südamerikanische Staaten dann überhaupt von alleine schaffen?

Es gibt Möglichkeiten. Kolumbien könnte die Kornkammer Südamerikas werden mit ganz unterschiedlichen landwirtschaftlichen Produkten, weil es weltweit eines der Länder mit der höchsten Biodiversität ist. Stattdessen wird für den Export fast nur Palmöl angebaut.



In Südamerika gibt es ganz unterschiedliche Landschaften, hohe Berge, Wüste, Meer, viele kulturelle Schätze. Was ist mit dem Tourismus?

Im Prinzip ja, solange es kein Massentourismus wird. Das wird verheerende Folgen haben, das sehen wir in der Karibik mit den großen Kreuzfahrtschiffen, die vor allem Verschmutzung hinterlassen. Und das Geld bleibt oft bei den internationalen Konzernen.

Welche Zukunft sehen Sie für Südamerika?

Das Negativszenario wäre, dass sich autoritäre Politikansätze wie in Venezuela oder Brasilien halten. Dass die Interessen von einigen wenigen über die Menschenrechte gehen.

Und das positive Szenario?

Dass es doch einen Weckruf gibt. Dass sich die politischen Kräfte, die an einem friedlichen, nachhaltigen Wandel interessiert sind, auf zukunftsfähige Entwicklungsmodelle einigen. Das wird nicht von heute auf morgen gehen. Aber es gibt in Südamerika eine relativ starke Zivilgesellschaft. Die hat vielen Entwicklungen in den letzten Jahrzehnten getrotzt.

Wie kann die sich durchsetzen?

Sie muss sich politisch breit engagieren. Es gibt in Lateinamerika einen tiefen Graben zwischen Zivilgesellschaft und politischem System. Parteien sind sehr schlecht angesehen


und werden als korrupt wahrgenommen. In Parlamenten werden aber Entscheidungen getroffen. Wenn die zivilgesellschaftlichen Anliegen dort nicht vertreten sind, sitzen dort nur Kräfte, die so weitermachen wollen wie bisher.

Was können wir von hier aus tun?

Hinschauen. Gerade bei Gewalt nicht sagen: Huch, das war jetzt ein Ausreißer. Man kann Gruppen, die Demokratie und Menschenrechte einfordern, unterstützen. Die Zivilgesellschaft in Deutschland kann bei der Vernetzung helfen. Politik und Wirtschaft können ihre Partner auf die Einhaltung von demokratischen und menschenrechtlichen Mindeststandards verpflichten. Und nicht erst laut schreien, wenn es zu spät ist. ↵



Immer wenn es um die politischen Entwicklungen in Südamerika geht, gehört Sabine Kurtenbach zu den gefragtesten Gesprächspartnern. Am Hamburger GIGA Institut für Lateinamerika-Studien beschäftigt sie sich ausführlich mit der Region



Das Gesicht Südamerikas prägen Regenwald, Wüsten und hohe Berge. Die Geografie ist unglaublich vielfältig – aber oft ein Hindernis für die Entwicklung

Die Iguazú-Wasserfälle an der Grenze von Argentinien und Brasilien gehören zu den größten der Welt

Menschen, die in Outdoorjacken vor Gletschern in Patagonien oder auf Vulkanen posen, verdreckte Motorradfahrer auf der Panamericana, der mit rund 25.000 Kilometern längsten Straße der Welt, Mondsüchtige in der Atacama-Wüste oder Naturfreaks im dichten Dschungel: Für Abenteuersuchende ist Südamerika ein Paradies, allerdings ist die Landschaft zwischen Tropen und Antarktis auch für die Bewohner eine echte Herausforderung. Im Amazonasgebiet Handel zu treiben oder auch über die Anden hinweg – die längste Gebirgskette der Welt – erwies sich über Jahrhunderte und teilweise bis heute als unmöglich.

Daher mussten Brasilien, Argentinien, Bolivien, Paraguay und Uruguay im Osten der Anden viele ihrer Waren über den Seeweg transportieren, um sie nach Venezuela und Kolumbien im Norden oder nach Ecuador, Peru und Chile im Westen zu liefern. Den europäischen Kolonialisten im 16. Jahrhundert war daher vor allem daran gelegen, die Häfen auszubauen – auch um Handel mit Europa treiben zu können. Viele der größten Städte liegen daher an den Küsten oder Flussmündungen: São Paulo, Rio de Janeiro, Buenos Aires, Lima.

Im Zentrum des Subkontinents galt es seit jeher, Dschungel, verschneite Bergpässe, trockene Wüsten und tiefe Täler zu überwinden. Immerhin hielten diese natürlichen Barrieren – die oft als Staatsgrenzen fungieren – das Risiko von Auseinandersetzungen zwischen den Ländern gering. Einer der wenigen Konflikte fand von 1879 bis 1884 zwischen Chile auf der einen und Peru und Bolivien auf der anderen Seite statt. Der sogenannte Salpeterkrieg, bei dem es um eine rohstoffreiche Region im heutigen Norden Chiles ging, endete damit, dass Bolivien seinen Zugang zum Pazifik verlor – bis heute eine schwere Hypothek für das Land.

Die riesigen Rohstoffvorkommen sind neben den landschaftlichen Extremen ein weiterer Faktor, der das wirtschaftliche und politische Leben vieler Länder in Südamerika bestimmt, mal zum Guten, mal zum Schlechten. Aber ähnlich wie in Afrika führen große Vorkommen an Bodenschätzen oft dazu, dass

sich Regierungen auf die Einnahmen aus den Verkäufen konzentrieren und den Aufbau einer produzierenden Industrie vernachlässigen. Venezuela etwa ist das Land mit den größten Erdölreserven der Welt – und dennoch eines der ärmsten. Brasilien wiederum, das größte Land des Kontinents, birgt zwar viele Bodenschätze, doch rund die Hälfte des Landes ist vom Amazonasdschungel bedeckt: Der Gütertransport ist schwierig, der Bau von Siedlungen oft unmöglich. Für den Anbau von Soja, das weltweit als billiges Futter in der Massentierhaltung fungiert, wird der Regenwald immer weiter abgeholzt. Das Land hat zwar eine lange Küste mit Hafenstädten, doch die wird häufig von riesigen Steilhängen durchbrochen, was den Austausch zwischen den Orten erschwert. Brasiliens ewiger Rivale Argentinien wiederum verfügt mit der Pampa zwar über fruchtbare Anbaugelände, wird aber oft von starken Überschwemmungen und Dürren heimgesucht. Und die Zukunft bringt noch mehr Herausforderungen: Denn der Klimawandel hinterlässt auch auf dem südamerikanischen Kontinent seine Spuren. Zu hohe Temperaturen lassen Anbauflächen für Kaffee und Orangen vertrocknen, Bananen verfaulen durch Starkregen, die Abholzung des Regenwaldes in Brasilien, der „grünen Lunge“ des Erdballs, bringt das gesamte Ökosystem des Amazonas ins Wanken. So bleibt Südamerika auch aufgrund der natürlichen Begebenheiten ein Kontinent der Hoffnung; einer Hoffnung jedoch „wie ein Versprechen des Himmels, ein Schuldschein, dessen Einlösung immer wieder verschoben wird“, wie der chilenische Dichter Pablo Neruda schrieb. ↩



Che Guevara

Ja genau, der von den T-Shirts. Für viele Linke in Südamerika und weltweit ist Ernesto Guevara ein Idol und Märtyrer. „Che“ stammte aus einer bürgerlichen Familie in Argentinien. Nach seiner Promotion zum Dr. med. bereiste er den ganzen Kontinent und begann sich über die soziale Ungleichheit zu empören, die ihm überall begegnete. Er schloss sich der marxistischen Revolution auf Kuba an, wurde Kommandant und später kubanischer Industrieminister. Beim Versuch, die Revolution auch in andere Länder zu bringen, wurde er 1967 in Bolivien erschossen. Trotz des späteren Medienruhms bleibt Che Guevara eine umstrittene Figur. So soll er u. a. für die Ermordung politischer Gegner verantwortlich gewesen sein.



Schön

Während Venezuela im Chaos versinkt, wird wie jedes Jahr in einem Fernsehstudio der Hauptstadt die schönste Frau des Landes gekürt



für
euch

Einmal im Jahr veranstalten die Venezolaner einen Wettbewerb, für den sie eine eigene Hymne komponiert haben und den sie „la noche más linda“ – die schönste Nacht – nennen. Im Norden von Caracas, im Studio 5 des TV-Kanals Venevisión, hat sie eben begonnen. Es ist der 13. Dezember 2018, ein Donnerstag um 19 Uhr: 150 Gäste in Galakleidern und Anzügen blicken auf die Bühne.

Manche Zuschauer summen mit, als 24 junge Frauen im gleichen glitzernden Hosenanzug die Bühne betreten und die im nationalen Gedächtnis verankerten Zeilen singen, scheinbar wie aus einem Mund. Die Klimaanlage ist eiskalt eingestellt, der Geruch des Trockeneisnebels hat sich mit dem von Parfüms vermischt. 48 lange Beine auf dünnen Absätzen bewegen sich im Gleichschritt der Choreografie. Der Titel, um den sie kämpfen: Miss Venezuela.

2018 zählte Venezuela mehr als 23.000 Morde und die höchste Inflation weltweit: 930.000 Prozent. Die Wirtschaft ist am Boden, die Staatskassen sind leer, Millionen hungern. In all der Ungewissheit über die Zukunft des Landes ist nur eine Konstante geblieben: die Schönheit der Frauen. Sie scheint stabiler als jede Währung zu sein. Kein anderes Land hat so viele internationale Schönheitstitel gewonnen, in 66 Jahren waren es: siebenmal Miss Universum, sechsmal Miss World, achtmal Miss International.

Von den 1.300 registrierten Kandidatinnen sind 24 bis in die letzte Runde vorgedrungen. Unter ihnen Isabella Rodríguez, Studentin der Industriesicherheit. Geboren und aufgewachsen in Petare, dem größten Slum Venezuelas und einer der gefährlichsten Gegenden von Caracas. Isabella, 25 Jahre, 178 Zentimeter, ist die Älteste und Größte unter den Kandidatinnen. Grüne Augen. Dünne, lange Beine. Ihre Haut ist dunkler als die der anderen, das krause Haar geglättet. Unter Experten des Wettbewerbs gilt sie als Außenseiterin.

Im Land der Knappheit verbindet sie derselbe Traum mit all den anderen Mädchen. Denn der Titel der schönsten Frau ist nicht nur ein Krönchen. Er ist Sprungbrett und Türöffner in die Welt der Medien, der Mode und der Politik. Schönheitswettbewerbe genießen in Venezuela ein hohes Prestige, sind Nationalstolz.

Die Show moderieren eine Frau Anfang 30, selbst Ex-Miss-Kandidatin, und zwei Männer mit glatten Gesichtern und Zahnpastalächeln. Sie nennen die 24 Misses in dieser Nacht meist nicht bei ihrem Namen, sondern bei dem des

Bundesstaates, den sie repräsentieren. Isabella ist Miss Portuguesa. Zwei Monate vor der Show, bei der offiziellen Vorstellung der Kandidatinnen, ist die Zuordnung per Los entschieden worden.

Gelber Rüschenrock mit Beinausschnitt, darunter ein mit Blumen bestickter Badeanzug und große runde Ohrringe. Das zweite Outfit der Misses. Während sie sich zu karibischer Merengue-Musik drehen und eine ihren Rock verliert, singt ein Mann: „Spritz mir deine Liebe wie Insulin.“ Kurz darauf läuft jede einzeln über den Laufsteg, in Badeanzug und High Heels. Langsam fährt die Kamera an ihrem Körper hoch, die Maße werden groß eingeblendet. Isabella: 82 – 62 – 90.

Isabella genießt die Blicke, kontrolliert besser als andere Gestik und Haltung, spricht souverän und routiniert. Monatlang ist sie mit ihren 23 Mitstreiterinnen in der Miss-Villa, der „Fabrik der Königinnen“, in „Schönheitspflege, Sport und sozialer Verantwortung“ unterrichtet worden.

Spätabends fuhr sie in ihr Viertel zurück. Petare ist ein Slum mit geschätzt 400.000 Einwohnern im Osten von Caracas, das Elend Venezuelas unterm Brennglas. Dünne Kinderbeine in zu großen Hosen. 13-jährige Mädchen mit runden Bäuchen, weil ihnen niemand etwas von Verhütung erzählt hat. Gealterte, ausgezehnte Körper. An einem Ort wie Petare kommt schon die Teilnahme am Schönheitswettbewerb einem Märchen gleich.

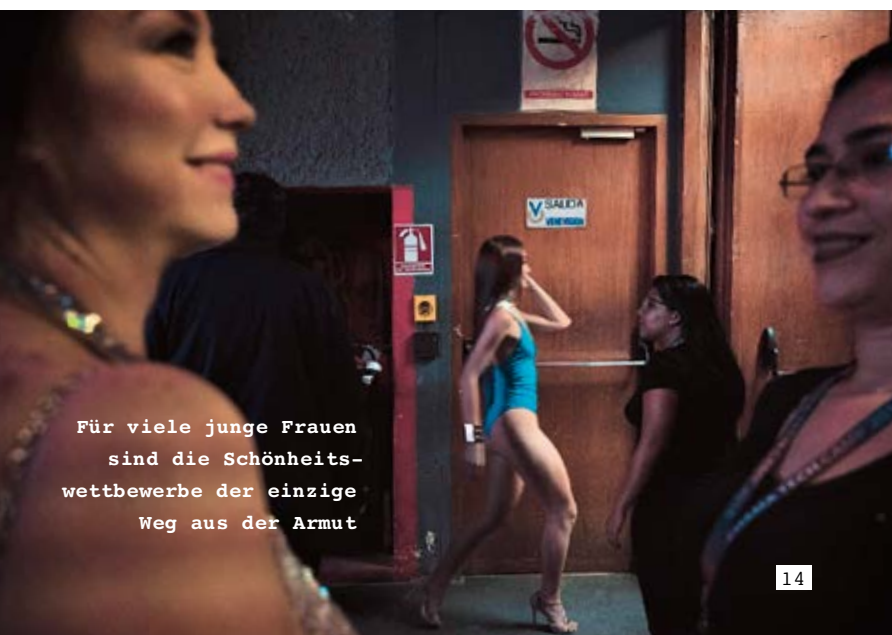
Von diesem Märchen geträumt hat Isabellas Mutter, Mary Isabel Guzman de Rodríguez, 51. Mit ihrem Mann Kike hat sie das schönste Haus in José Félix Riva, Zona 7, mit Blick über Kabelgewusel und auf Hügel gebaute Backsteinhütten. Ihr Leben hat sie der Familie, den drei Kindern gewidmet. Jahrelang sagte sie sich: „Eines Tages wird meine Tochter Miss Venezuela sein.“

Die Trophäen, die Isabella seit ihrem 17. Lebensjahr sammelt, stellt Mary auf einem Tischchen im Wohnzimmer aus, damit sie niemand übersieht. Isabella war Miss ihres Viertels, eines Karnevalsvereins, eines Kaufhauses. Der schmale Gang zwischen Küche und Wohnzimmer war ihr Laufsteg. „Ich habe Tisch und Stühle beiseitegeräumt und Platz gemacht für Isabella.“ Sollte sie nun den wichtigsten aller Schönheitswettbewerbe gewinnen, wäre das auch Marys Sieg.

Nicht weit entfernt von ihrem Zuhause verharren andere für günstige Kleidung aus zweiter Hand und selbst gemachte Reinigungsmittel an ambulanten Verkaufsständen stundenlang in der Sonne. Das ganze Land wirkt wie ein einziger großer Wartesaal. Meist sind es Frauen, die nach Lebensmitteln oder Medikamenten suchen für sich und ihre Familien. Sie sind am meisten von der Krise betroffen, leiden besonders unter Arbeitslosigkeit und Armut, in der fast 90 Prozent der Venezolaner leben.

Auch die Miss-Show hat schon bessere Zeiten gesehen. 1952 fand sie zum ersten Mal statt, schnell

Der Name Venezuela – „Klein-Venedig“ – geht angeblich auf den italienischen Seefahrer Amerigo Vespucci zurück, der auf einer Expedition 1499 die Pfahlbauten im Maracaibo-See entdeckte, die ihn an die Lagunenstadt erinnerten. Venezuela hat rund 30 Millionen Einwohner. Mehr als die Hälfte des Landes sind Naturschutzgebiete.



Für viele junge Frauen sind die Schönheitswettbewerbe der einzige Weg aus der Armut

wurde sie zur nationalen Obsession. Ein Stadion mit bis zu 20.000 Besuchern, das war früher der Austragungsort. Mit Einschaltquoten von über 90 Prozent, heute hält man die Zuschauerzahlen lieber geheim. Früher traten internationale Stars auf, heute nationale Folkloremusiker.

Wie ein Mantra wiederholen die Moderatoren die Bedeutung der Nacht, sagen Sätze wie: „Miss Venezuela ist eine der schönsten Traditionen, die uns das Leben erfrischen.“ Außerhalb der Bühne hat die Realität den Sender längst eingeholt. Auf dem WC fehlt das Klopapier, die Tür lässt sich nicht schließen. Aus dem Hahn tropft kein Wasser, minutenlang gibt es an diesem Abend in ganz Caracas kein Licht.

Miss Venezuela wird finanziert durch die Cisneros-Gruppe, Venezuelas größter privater Medienkonzern, zu dem der Sender Venevisión gehört. Dieser organisiert und vermarktet die Miss-Wettbewerbe. Venevisión ist einer der ältesten TV-Kanäle des Landes: 2013 zählte er noch 4.000 Angestellte, fünf Jahre später weniger als 800. Eine Tendenz, die überall zu beobachten ist. 2018 sank das Bruttoinlandsprodukt in Venezuela nach IWF-Schätzungen um rund 18 Prozent gegenüber dem Vorjahr.

Im Studio 5 sind die Plastikstühle dicht aneinandergereiht, Sponsoren sitzen neben Presseleuten. Statt Sekt und Häppchen gibt es für sie einen halben Liter Wasser in der Plastikflasche. Isabellas Mutter Mary hat ihr rosarotes Kostüm in einem besseren Viertel von Caracas gekauft. Wie die meisten Venezolaner hat sie durch die Krise abgenommen. Elf Kilo hat jeder Bürger im Schnitt 2017 verloren. Das ergab eine Studie venezolanischer Universitäten. „Maduro-Diät“ nennen es die Venezolaner ironisch, nach dem nach wie vor dicken Diktator.

Schön zu sein, das war in Venezuela lange leistbar für alle, auch für die Frauen in den Armenvierteln. Heute erkennt man den Niedergang des Landes nicht nur an den leeren Restaurants und Supermärkten, sondern auch an unmanikürten Fingernägeln und verfilzten Haaren. Vielen fehlt selbst das Geld für Shampoo. Die Standards für Miss-Kandidatinnen, etwa die Mindestgröße von 1,70 Meter, werden sich in Zukunft ändern müssen. Durch den Hunger und die Fehlernährung der Schwangeren kommen viele venezolanische Babys viel zu klein zur Welt.



Erst die Schönste, dann die Flucht wählen: Viele Preisträgerinnen nutzen ihren Ruhm, um ins Ausland zu gehen

Viele Venezolaner nehmen unfreiwillig ab. 11 Kilo hat jeder 2017 im Schnitt verloren

In den letzten Jahren haben knapp vier Millionen Venezolaner das Land verlassen. Die aktuelle Miss Chile ist in Venezuela geboren. Fast alle, die einmal zur schönsten Frau gekürt wurden, leben heute im Ausland. Sie nutzten den Titel Miss Venezuela, um Venezuela zu verlassen.

Isabella, deren zwei Geschwister nach Peru ausgewandert sind, möchte in Venezuela bleiben, „weil ich Optimistin bin“. Doch ihre Kinder, sagt sie, sollen nicht in Petare aufwachsen. „Es ist nicht mehr das Viertel von früher.“

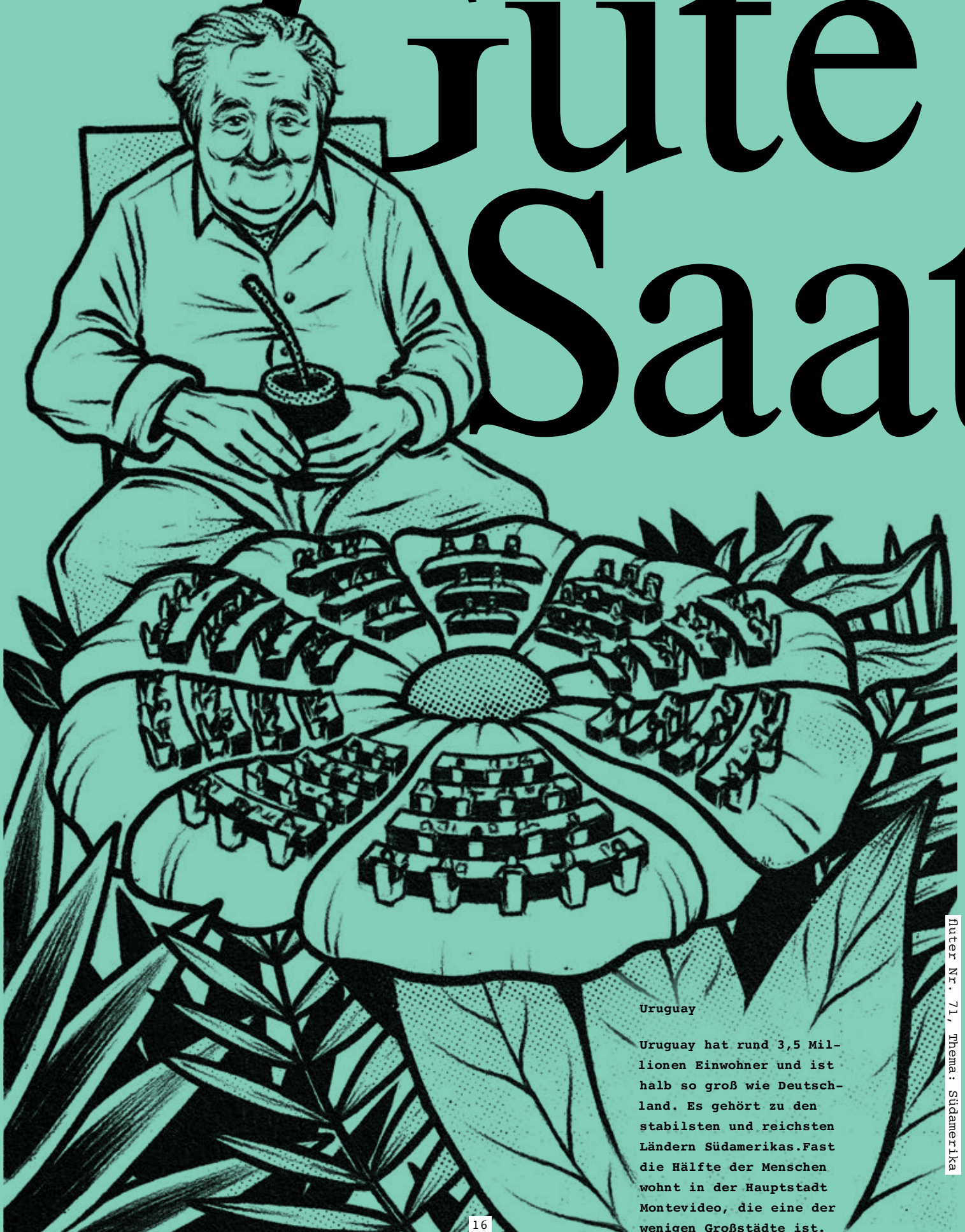
Als die 24 Kandidatinnen auf zehn Halbfinalistinnen und wenig später auf fünf reduziert werden, ist Isabella immer noch dabei. In verschiedenfarbigen Abendkleidern stehen sie auf der Bühne. Der Moderator bittet sie einzeln nach vorn: „Wenn du heute Miss Venezuela wirst, verwandelst du dich automatisch in ein Vorbild für viele. Wie würdest du die Macht deiner Stimme nutzen, um das Leben anderer zu verbessern?“

Isabella sagt: „Ich denke, diese Macht habe ich bereits, wenn man bedenkt, woher ich komme, aus José Félix Rivas, Zona 7. Dort bin ich Vorbild für viele junge Mädchen.“ Es gibt in diesem Jahr auch andere arme Miss-Kandidatinnen, aber sie vermeiden es, über ihre Herkunft zu reden. Isabella sagt voll Stolz: „Von Petare in die Welt.“ Es ist der Satz des Abends.

Übrig sind nur noch drei Kandidatinnen. Miss Hauptstadt, Arantxa Barazarte, eine blonde 23-Jährige. Miss Vargas, Juliette Lemoine, 20, wohlhabende Psychologiestudentin und für viele Favoritin. Und Miss Portuguesa, Isabella Rodríguez. Die drei halten einander an den Händen.

Die Nachricht liest der Moderator von einem Zettel ab. „Miss Venezuela ist...“ Trommelwirbel. Licht aus. Scheinwerfer an. „Miss Portuguesaaa.“ Isabella ist die Siegerin. Sie kriegt die Schleife um den Hals gelegt und die Krone aufgesetzt. Und mit der Krone kommen die Tränen. „Jetzt bist du Venezuela“, sagt der Moderator zu ihr. ☞

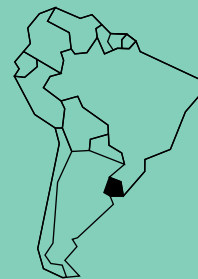
Gute Saat



Uruguay

Uruguay hat rund 3,5 Millionen Einwohner und ist halb so groß wie Deutschland. Es gehört zu den stabilsten und reichsten Ländern Südamerikas. Fast die Hälfte der Menschen wohnt in der Hauptstadt Montevideo, die eine der wenigen Großstädte ist.

Wie ein Blumenzüchter aus Uruguay eines der modernsten Länder der Welt machte (und ein Arzt dafür sorgt, dass sich das nicht ändert)



Gäbe es einen Preis für den coolsten Polit-OPA der Welt, er wäre ein ganz heißer Anwärter: José Mujica, Uruguays linker Ex-Präsident, der das Land von 2010 bis 2015 regierte. Heute ist er 84, und Leute, die seine Urenkel sein könnten, bitten ihn um Autogramme. Der Regisseur Emir Kusturica drehte einen Film über ihn, Papst Franziskus nannte den bekennenden Atheisten einen „weisen Mann“, und die Zeitschrift „Economist“ kürte ihn vor einigen Jahren zum „Philosophen der Demokratie“. Es gibt sogar eine App mit Zitaten von Mujica, darunter Weisheiten wie „Manche verwechseln Geld mit Glück“.

Mujica klopft nicht nur Sprüche, er lebt auch danach. Sein hellblauer VW Käfer ist uralte, seine Klamotten sehen aus wie aus dem Secondhandladen, er baut sein eigenes Gemüse an und ist am Feierabend zufrieden mit einem bitteren Mate im Plastikstuhl. Konsum und Statussymbole sind nicht sein Ding, von seinem Präsidentengehalt in Höhe von 12.500 US-Dollar behielt er nur zehn Prozent für sich und spendete den Rest. Seine Bodenständigkeit hat Mujica vermutlich vor Höhenflügen bewahrt, die manche seiner Amtskollegen in Lateinamerika teuer zu stehen kamen. Mujica wollte nicht in die Geschichte eingehen wie Hugo Chávez in Venezuela, der sich als Wiedergeburt des Befreiungshelden Simón Bolívar sah. Er fühlte sich auch nicht zum Erlöser der Armen berufen wie Lula da Silva in Brasilien – und Reichtümer scheffeln wie die Kirchner in Argentinien wollte er sowieso nicht.

Pepe, das ist sein Spitzname, den jeder Uruguayer kennt. Und fast jeder weiß auch, wo er wohnt: am Fuße des Cerro, eines Arbeiterviertels am Rande von Montevideo. Dort baut er Gemüse und Blumen an – auf seiner „Chacra La Puebla“. Eine Chacra ist ein kleinbäuerlicher Betrieb, weit entfernt von den Estancias, riesigen Landgütern mit enormen Rinderherden, bewacht von den Gauchos, den südamerikanischen Cowboys.

Uruguay ist ein Land des Mittelstands und der Bescheidenheit. Die rund 3,5 Millionen Menschen sind eher stolz darauf, keine Schlagzeilen zu machen, und wenn, dann höchstens im Fußball, bei dem das kleine Land zu den besten der Welt gehört. Dabei gäbe es durchaus noch andere Gründe, stolz zu sein: So ist Uruguay das erste Land Lateinamerikas mit 5G-Mobilfunkstandard, der Strom kommt zu großen Teilen aus Wind- und Wasserkraftwerken – und während viele Länder Südamerikas von Korruption geplagt werden, steht Uruguay auf dem „Corruption Perception Index 2018“ von Transparency International einen Platz hinter den USA.

Dass der ehemalige Blumenzüchter Mujica den Samen dafür legte, dass Uruguay das modernste Land Südamerikas werden konnte, war erst mal nicht absehbar – sein Leben

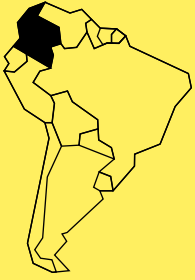
hätte auch eine andere Richtung nehmen können: Als junger Guerillero und Mitbegründer der sozialistischen Untergrundbewegung Tupamaros kämpfte Mujica gegen die Militärdiktatur. Die Stadtguerilla radikalisierte sich im Laufe der Jahre und ermordete eine Vielzahl an Polizeioffizieren. Mujica saß über 13 Jahre im Gefängnis, einige davon allein in einem Erdloch. Erst nach dem Ende der Militärdiktatur 1985 kam Mujica frei und engagierte sich in der 1989 gegründeten Tupamaros-Partei Movimiento de Participación Popular (MPP), bis er Ende 2009 zum Präsidenten gewählt wurde.

Auch wenn er als solcher weltweit zum Polit-Popstar avancierte, war seine Politik in Uruguay nicht unumstritten. Mit Vorstößen wie der gleichgeschlechtlichen Ehe, der Legalisierung von Abtreibung und von Marihuana machte er zwar international Schlagzeilen, bei seinen eher wertkonservativen Landsleuten war vieles davon umstritten. Umweltschützer kritisierten, dass er trotz sozialistischer Parolen unkritisch ausländische Investoren ins Land holte, die Rinderweiden in Eukalyptushaine zur Papierherstellung umwandelten. Durch die Bildungsreform von 2008 sollte erreicht werden, dass 75 Prozent der Schüler ihre schulische Laufbahn mit Erfolg abschließen, doch tun dies nur 43,4 Prozent. Das Programm zum Sozialwohnungsbau verfehlte ebenfalls das vorgegebene Ziel: Statt der angekündigten 4.000 neuen Sozialbauten wurden bis zum Ende seiner Amtszeit lediglich 1.008 errichtet.

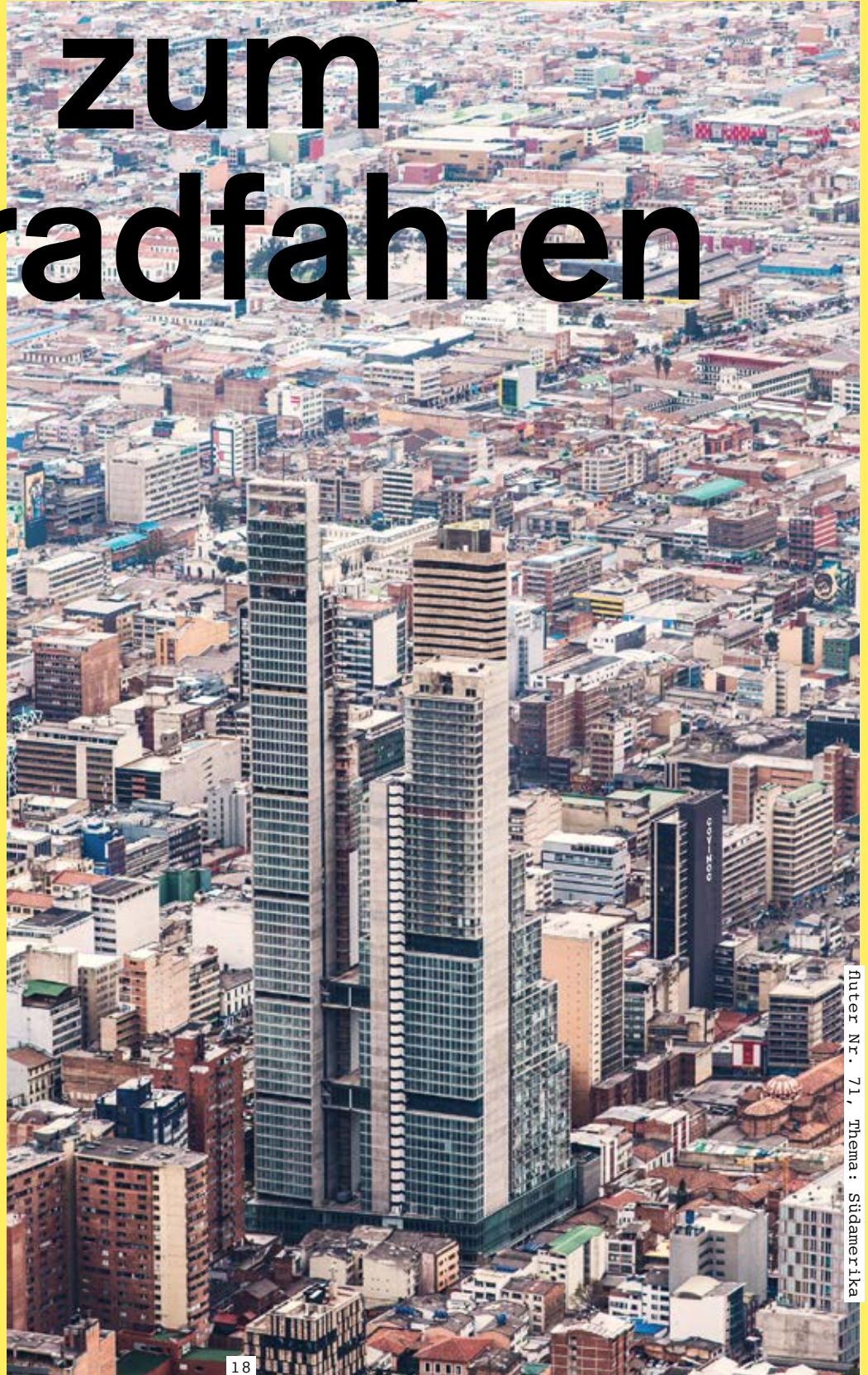
2015 gab Mujica die Macht ab. Uruguay wird nun von Tabaré Vázquez regiert, einem Arzt, der wie Mujica dem Mitte-links-Bündnis „Frente Amplio“ (Breite Front) angehört und nicht nur Mujicas Nachfolger ist, sondern auch sein Vorgänger war. In seiner ersten Amtszeit von 2005 bis 2010 hatte sich der Krebspezialist mit dem Tabakkonzern Philip Morris angelegt, als er strenge Rauchergesetze auf den Weg brachte. Trotz eigener Vorbehalte setzte Vázquez Mujicas liberales Drogengesetz um und sorgte dafür, dass Uruguay heute das erste Land Lateinamerikas mit einem staatlich regulierten Marihuanamarkt ist. Im Gegensatz zu Mujica drängte Vázquez das Militär entschiedener dazu, bei der Aufklärung von Verbrechen der Militärdiktatur der 1970er- und 1980er-Jahre zu kooperieren – obwohl er selbst kein direktes Opfer war. Seit Ende vergangenen Jahres hat Uruguay zudem eines der modernsten Trans-Gesetze der Welt. Die Bürger dürfen ohne große Formalitäten im Pass ihr Geschlecht ändern, der Zugang zu Hormonbehandlungen wurde erleichtert. Einen Rückschritt hingegen gibt es bei der öffentlichen Sicherheit: 2018 stieg die Zahl der Morde um 46 Prozent auf 414.

In jedem anderen Land Lateinamerikas hätten sich zwei so unterschiedliche Charaktere wie der Bauer Mujica und der Arzt Vázquez längst überworfen, und jeder hätte wohl seine eigene Partei gegründet. In Uruguay hält das Bündnis, das von Kommunisten über Sozialdemokraten bis zu Christdemokraten reicht und insgesamt 40 Parteien und Gruppierungen umfasst, schon seit 1971. Einige von ihnen wollten Mujica sogar erneut zum Präsidentschaftskandidaten küren. Ein Angebot, dem kaum ein Politiker widersteht. Bis auf Mujica: Es sei jetzt endgültig Zeit für andere, Jüngere, befand er bescheiden wie immer. ↩

Diese Stadt ist optimal zum Fahrradfahren



Auf den ersten Blick sieht man es nicht gleich, aber die kolumbianische Hauptstadt Bogotá ist tatsächlich eine echte Fahrradstadt. Schon vor 40 Jahren gab es dort die ersten Fahrrad-Demos, im vergangenen Jahr erklärte der Bürgermeister, dass er die Metropole zur Welthauptstadt des Fahrrads machen will. Tatsächlich gibt es bereits Hunderte Kilometer Radwege, die meisten räumlich von der Straße abgetrennt. Aus zwei Spuren einer Hauptstraße wurde sogar eine über 26 Kilometer lange Fahrrad-schnelltrasse, die von Norden nach Süden führt. Dass das Fahrradfahren so populär ist, hat auch damit zu tun, dass es immer wieder erfolgreiche Radsportler gibt – wie Nairo Quintana, der in einem Dorf in 2.800 Metern Höhe in den Anden aufwuchs und als einer der besten Radfahrer der Welt ein regelrechter Nationalheld ist.



In vielen Ländern Südamerikas kämpften kommunistische Guerillas gegen Regierungstruppen. Nirgendwo war das so tödlich wie in Kolumbien. Doch seit zwei Jahren gibt es einen Friedensprozess – der aber alles andere als sicher ist

Am Morgen des 27. Mai 1964 startet die kolumbianische Armee eine folgenreiche Offensive: 975 Soldaten rücken auf eine unwegsame Hochebene im Landesinneren vor, um 48 bewaffnete Bauern niederzuschlagen, die eine kommunistische Enklave gebildet hatten. Doch trotz Unterstützung aus der Luft und einer Truppe von mehreren Tausenden Mann verfehlt die Operation ihr Ziel.

Die wundersame Flucht der 48 ist der Gründungsmythos der ältesten Guerillagruppe Südamerikas, der FARC. Über 50 Jahre lang bekämpften die marxistisch inspirierten „Revolutionären Streitkräfte Kolumbiens“ den kolumbianischen Staat. Mit Entführungen und Bombenangriffen wollten sie eine gerechte Landverteilung und politische Teilhabe der besitzlosen Bauern erzwingen. Seit dem Sieg der kubanischen Revolution 1959 jedoch reagierten viele Staatschefs in Lateinamerika mit harter Hand auf politische Strömungen, die die soziale Ungleichheit auf dem Kontinent anprangerten. Auch in Kolumbien war über Jahrzehnte kaum ein regierender Politiker zum Dialog mit den FARC-Guerilleros bereit.

Die Folge: Mehr als 220.000 Menschen wurden in dem bewaffneten Konflikt getötet. Dass die beiden Konfliktparteien dennoch im November 2016 einen Friedensvertrag unterzeichnet haben, der den FARC-Kämpfern politische Teilhabe, weitreichende Amnestie und eine Landreform zusichert, grenzt an ein Wunder. Denn ein beträchtlicher Teil der kolumbianischen Bevölkerung lehnt den ausgehandelten Vertrag ab, wie das knappe „No“ im Referendum einen



In der FARC kämpften auch viele Frauen mit

Monat zuvor gezeigt hatte. Umgekehrt haben viele in der FARC nicht vergessen, wie der letzte Friedensprozess 1984 endete: Rund 3.000 Mitglieder und Anhänger der damals entstandenen FARC-Partei Unión Patriótica wurden von Paramilitärs ermordet.

Dass die UN dennoch Mitte 2017 die fast vollständige Entwaffnung der FARC bestätigen konnten, liegt nicht zuletzt am damaligen Präsidenten Juan Manuel Santos, der auch ohne Waffenruhe zu Friedensverhandlungen bereit war und der FARC mit dem Ort für die geheimen Friedensgespräche – Havanna – entgegenkam. Kuba ist seit jeher ein treuer Verbündeter linker Guerillagruppen. Zudem schien Santos alle Opfer des Konflikts im Blick zu haben: Die FARC sollte mit ihrem Vermögen Hinterbliebene entschädigen, gleichzeitig sollten sämtliche Kriegsverbrechen der vergangenen 50 Jahre ans Licht gebracht werden, also auch die der Armee.

Dieser Punkt missfällt dem konservativen Lager genauso wie der Umstand, dass selbst FARC-Kommandanten laut Friedensvertrag nur zu maximal acht Jahren Haft verurteilt werden können, sofern sie ihre Taten einräumen. Wie umstritten das Verfahren ist, zeigt auch, dass der neue Präsident Iván Duque das bereits verabschiedete Gesetz im März zurück in das Parlament gab, weil er „Einwände“ hegte. Mittlerweile hat das Verfassungsgericht Duques Vorgehen jedoch als unrechtmäßig zurückgewiesen.

Doch auch auf der Gegenseite mehren sich die Zweifel am Friedensvertrag. Mittlerweile soll die Zahl der abtrünnigen FARC-Mitglieder auf mehr als 1.700 gestiegen sein. Der Grund: Seit 2016 sind nach Angaben der FARC 139 Ex-Kämpfer ermordet worden. Das bislang letzte Opfer ist Wilson Saavedra, der FARC-Kommandant in der Region Marquetalia war – jenem Ort, an dem vor 55 Jahren die Geschichte der FARC begonnen hat. Viele Kolumbianer hoffen, dass sein Tod dem alten Mythos kein neues Leben einhaucht. ☞

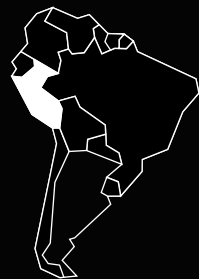
Kolumbien

Das Land, benannt nach Christopher Kolumbus, hat Zugang zum Pazifik wie auch zum Karibischen Meer, ist von den Anden durchzogen und geht im Südosten ins Amazonasbecken über. Divers ist auch die Bevölkerung – mit knapp 50 Millionen die zweitgrößte Südamerikas: Neben Indigenen gibt es Nachfahren spanischer Kolonialisten, europäischer Einwanderer und afrikanischer Sklaven.

Die Revolution macht Pause



Der Pflanzensud
Ayahuasca wird von
Schamanen am Amazonas
für ein spirituelles Ritual
gebraut, mittlerweile
macht er als Modedroge
weltweit Furore – und
möglicherweise die
Tradition in Peru kaputt

A person is shown from the chest up, wearing a thick, textured hood with a leopard or cheetah print pattern. A white adhesive bandage is wrapped around their forehead. They have their eyes closed and their hands are pressed together over their mouth, as if they are silent or in pain. The background is dark, making the person stand out.

Zum Kotzen

In einem großen Topf brodelt eine braune Suppe, in der Pflanzenrinde und Blätter schwimmen. Bis zu drei Tage köchelt der schlammige Sud vor sich hin, dann haben sich die bewusstseinsverändernden Bestandteile der gekochten Pflanzen so weit gelöst, dass ein Schnapsglas der Mischung ausreicht, um für Stunden die Sinneswahrnehmung zu verändern: Manche berichten von farbenprächtigen Halluzinationen, von Euphorie, andere von anstrengenden Kopfreisen und der Angst, verrückt zu werden. Dazu kommen oft Brechreiz, Durchfall, Schwindelgefühle und Schweißausbrüche.

Klingt nicht gerade verlockend, und dennoch erfreut sich Ayahuasca, oder Yagé, wie es auch heißt, immer größerer Beliebtheit. Längst nicht mehr nur bei den indigenen Völkern im Amazonasbecken, die es für spirituelle Rituale zur Gesundung von Körper und Geist einsetzen, sondern weltweit bei Menschen, die sich von der Einnahme einer psychoaktiven Substanz eine neue Einstellung zu sich und der Welt versprechen – oder auch nur einen massiven Drogenrausch.

Ayahuasca, die „Liane der Geister“, wie das Gebräu auf Quechua heißt, wird von den Medizinmännern in Peru, Kolumbien und Brasilien schon lange für medizinische und rituelle Zwecke genutzt, im Amazonasbecken ist die Zeremonie mit dem halluzinogenen Getränk Teil einer jahrhundertealten Kultur und Identität. Selbst Kinder nehmen daran teil. Auch sie sollen ihr Bewusstsein erweitern, sich selbst besser kennenlernen. Dass man sich nach der Einnahme des bitter schmeckenden Gebräus meist erbrechen muss, wird als reinigender Effekt betrachtet.

Wer bin ich und wenn ja,
wie viele: Sinnsucher
aus aller Welt versuchen,
im Rausch Erfahrungen für
das Leben zu machen.
Den meisten aber wird
erst mal ziemlich schlecht



Eine Zeremonie dauert meist eine ganze Nacht, typischerweise findet sie in *malocas* statt, traditionellen Gemeinschaftshäusern ohne Außenwände. Sie beginnt spät abends, wenn die Teilnehmer es sich in Hängematten oder auf Matratzen gemütlich gemacht haben. Vor dem „Altar“ des Schamanen bekommt einer nach dem anderen einen Becher ausgeschenkt,

vorsichtshalber haben alle einen Kotzeimer vor sich. Nach ein, zwei Stunden bietet der Schamane einen zweiten Becher an, dann beginnt die Musik – der Schamane und seine Assistenten singen und spielen Gitarre, Mantrommel oder Flöte. Oft singen sie noch früh am Morgen, wenn die Sonne aufgeht und viele Teilnehmer vor sich hin dösen.

Bereits 1963 wurde die Droge über das Amazonasgebiet hinaus bekannt, als der Beat-Poet Allen Ginsberg in dem Buch „The Yage Letters“ über seine Erfahrungen damit schrieb. Heute schwören Prominente wie die Schauspielerin Lindsay Lohan oder Sting auf das Gebräu, Netflix zeigte bereits zwei Filme zum Thema. Die Doku „Drink the Jungle“ auf der Webseite der Firma Onnit, einem kalifornischen Anbieter von Nahrungsergänzungsmitteln, dürfte mit dafür gesorgt haben, dass Ayahuasca auch im Silicon Valley Beachtung findet: Immer mehr Start-ups schicken ihre



Immer mehr Start-ups schicken ihre Mitarbeiter zur Bewusstseins-erweiterung



Mitarbeiter zur Selbstfindung und Bewusstseinsweiterung in den Dschungel und erhoffen sich dadurch eine Optimierung ihrer Arbeitskraft.

Mittlerweile gibt es in Peru zahlreiche Landstriche voller Ayahuasca-Resorts. Allein in der Region um Iquitos, der größten Stadt im tropischen Regenwald von Peru, sind bereits 60 bis 70 Zentren auf den Dschungelcocktail spezialisiert, schätzt der Wissenschaftler Carlos Suárez Álvarez, der die

ökonomischen und kulturellen Entwicklungen im Amazonasgebiet für sein Buch „Ayahuasca, Iquitos and Monster Vorax“ untersuchte. Für eine Woche „Therapie“ zahlen die Besucher in der Regel um die 1.000 US-Dollar, inklusive Schlambädern, Yogastunden und diverser Ausflüge. Allein in Iquitos erwirtschafteten die zehn größten Zentren gut sechs Millionen Dollar pro Jahr, hat Carlos Suárez berechnet.

„Ayahuasca erobert die Welt, und die Welt erobert Ayahuasca“, sagt Suárez. So habe sich der Preis der Pflanze zwischen 2010 und 2016 verdreifacht. Auf den Märkten der Einheimischen kostete das Gebräu in der Literflasche schon mal 200 Dollar, fast die Hälfte eines durchschnittlichen Monatsgehalts. In zehn Jahren, sagt Suárez, sei die Liane von einer unbekannteren zu einer der teuersten Pflanzen der Region geworden. Manche Schamanen fänden kaum noch die notwendigen Zutaten im Dschungel, viele Gegenden seien abgeerntet oder die Pflanzen samt Wurzel ausgerissen worden. Dass die Liane aussterbe, sei dennoch nicht zu erwarten, sagt Suárez – dafür sei sie viel zu lukrativ. Tatsächlich haben peruanische Geschäftsleute bereits begonnen, sie im großen Stil auf Plantagen anzubauen.

Der Boom treibt aber nicht nur die Preise hoch und bedroht eine jahrhundertealte Kultur, er ruft auch viele Pflücker auf den Plan, die wenig Ahnung haben vom komplexen Zusammenhang zwischen menschlichem Geist und tropischer Fauna. Sie klären zu wenig über mögliche Nebenwirkungen auf, manchmal mischen sie auch gefährliche Substanzen in den Trunk.

Während Kritiker vor psychischen Erkrankungen warnen, glauben die Befürworter von Ayahuasca ganz im Gegenteil fest daran, dass die Droge eine Psychotherapie überflüssig machen und sogar Drogensucht kurieren kann. Der französische Arzt Jacques Mabit kam einst über „Ärzte ohne Grenzen“ nach Peru und gründete 1992 eine Klinik für traditionelle Ayahuasca-Zeremonien. Das Startgeld bekam er von der EU, dazu kamen Spenden – auch heute noch. Vor allem aber finanziert

er das Zentrum über die Therapie von Drogenabhängigen, die teils Tausende Euro für mehrmonatige Aufenthalte zahlen. Dabei stehen den Schamanen auch Ärzte und Psychologen aus der westlichen Welt zur Seite. „Die blinde Liebe zum Geld befördert allerdings die Kommerzialisierung der Medizin und ihren Missbrauch“, sagt Mabit. „Viele Weiße setzen sich Federkronen auf und nennen sich Schamanen, um Geld zu machen. Das ist auch ein Mangel an Respekt gegenüber der Kultur.“ Zudem würden nicht alle Schamanen gleichermaßen vom Boom profitieren: „Aber Yagé hat manchen Indigenen erstmals zu ein wenig Reichtum verholfen“, sagt der kolumbianische Schamane Juan Jamioy. Doch es gibt auch einige Volksgruppen, die sich gern am großen Business beteiligen würden – aber nicht wissen, wie sie Touristen werben, Touren organisieren oder die Zeremonien auf deren Bedürfnisse zuschneiden sollen. So trage ausgerechnet zur sozialen Spaltung bei, was einst das friedliche Miteinander förderte, sagt der Wissenschaftler Suárez. Für die Indigenen seien die Ayahuasca-Zeremonien auch ein Mittel gegen häusliche Gewalt oder Alkoholismus, so Mabit. „Sie sind ein soziales Event, bei dem Freundschaften entstehen und Probleme gelöst werden. Ein Prozess der kollektiven und individuellen Heilung.“

Auch bei Familientreffen gehören solche Zeremonien zur Tradition, berichtet der Schamane Juan. „Das ist wichtig, damit sich auch Kinder schon früh mit der Energie und dem Universum verbinden, ihre Talente erkennen und entfalten können.“ Einer seiner Söhne ist gerade 18 geworden und weiß sehr genau, was er will: Er hat jetzt seine 30 Jahre dauernde Ausbildung zum Schamanen angefangen.

In den sozialen Medien kann man dagegen beobachten, wie weit sich das Ritual von seinem Ursprung entfernt hat: Obwohl die Droge in Deutschland nach dem Betäubungsmittelgesetz verboten ist, werden zahllose Wochenend-Retreats für 300 bis 400 Euro angepriesen. Nicht nur vom Gesetz, auch von der Magie des Dschungels ist man dann auf jeden Fall ziemlich weit entfernt. ✦



Peru

Peru hat etwas mehr als 31 Millionen Einwohner und ist neben Bolivien eins der südamerikanischen Länder, in denen besonders viele indigene Menschen leben – in den Regenwäldern sogar ein paar Tausend, die zu den isolierten Völkern gerechnet werden, also keinen oder kaum Kontakt zur Mehrheitsgesellschaft haben.

Weißes

Rohstoffe schaffen Ungleichheiten – und ihr Abbau setzt oft koloniale Verhältnisse fort. Bolivien will beim Lithiumabbau mit einer deutschen Firma einen neuen Weg einschlagen. Über den Versuch einer gerechteren Zusammenarbeit

Der Cerro Rico, der Reiche Berg, ist ein erbärmlicher Anblick, durchlöchert von fast 500 Jahren Bergbau. Hier in Potosí, in 4.000 Metern Höhe, haben schon die Inkas Silber gefördert, im 16. Jahrhundert wurde das Bergwerk von den Spaniern übernommen und jahrhundertlang ausgebeutet, ohne dass die Bewohner der Region davon profitierten. Später waren es bolivianische Zinnbarone und ausländische Firmen, die Kapital aus den Minen schlugen, während den Indigenen nur die gefährliche und schlecht bezahlte Drecksarbeit blieb. Nun bricht der Reiche Berg fast zusammen, während einheimische Bergbaukooperativen die letzten Metallreste herauschlagen.

Aus der Vergangenheit will Bolivien nun lernen, wenn es um den Abbau von Lithium geht. Der Preis für das „weiße Gold“ hat sich seit 2016 zeitweise verdoppelt – und Experten rechnen langfristig mit einem weiteren Anstieg. Batterien aus Lithium sind leicht, spei-

chern höchst effizient Energie und kommen zum Beispiel in Elektroautos zum Einsatz.

In Bolivien, einem der ärmsten Länder Südamerikas, lagern die wohl größten Lithiumvorkommen der Welt unter dem Salzsee Salar de Uyuni. „Wir wollen kein zweites Potosí“, erklärte Evo Morales, Boliviens indigener Präsident und ehemaliger Kokabauer. Gleich zu Beginn seiner Amtszeit hatte er die Gasvorkommen verstaatlicht und die Gewinne in Sozialprogramme umverteilt. Beim Lithiumabbau möchte Morales nun nicht weniger als mit den Asymmetrien globaler Weltwirtschaft brechen. Das heißt, er will den Rohstoff nicht nur exportieren, sondern eigene Batterien herstellen.

Ein großer Schritt in diese Richtung soll der im Dezember geschlossene Vertrag zwischen dem bolivianischen Staatsunternehmen Yacimientos de Litio Bolivianos und dem deutschen Unternehmen ACI Systems Alemania (ACISA) sein. Er regelt die Gründung eines Gemeinschaftsunternehmens, das das Recht zum Abbau der Lithiumvorkommen für insgesamt 70 Jahre erhält – eine außergewöhnlich lange Laufzeit.

Eigentlich wollte die bolivianische Regierung den Schatz allein heben und investierte in die Entwicklung einer eigenen Lithiumindustrie. Am Salar de Uyuni stehen bereits eine Pilotfabrik für die Förderung und Weiterverarbeitung des Lithiums und eine kleine Batteriefabrik. Doch dann zeichnete sich ab, dass die staatliche Bergbaugesellschaft auf ausländische Unterstützung angewiesen sein würde – es fehlt vor allem an Technik und Know-how. Schnell fanden sich zahlreiche Interessenten: chinesische, russische, iranische, koreanische, französische – und das deutsche Unternehmen ACISA.

Um den Deal einzufädeln, hatte die Bundesregierung über Jahre Beziehungen nach Bolivien aufgebaut. Und auch ACISA beschreibt die Zusammenarbeit als große Mission: „Deutschland erhält nun erstmals nach Jahrzehnten

wieder direkten Zugang zu nicht heimischen Rohstoffen“, erklärt das Unternehmen. Der deutschen Automobilindustrie sei ein Coup für die Zukunft gelungen, so die deutsche Lesart des Lithiumdeals. Bislang hat der bolivianische Staat in die Forschung und Erschließung der Vorkommen fast eine Milliarde US-Dollar investiert, nun sollen im Gemeinschaftsprojekt mit ACISA weitere 300 Millionen Euro folgen. Davon trägt ACISA knapp die Hälfte – und bekommt den Zugriff auf die womöglich größten Lithiumvorräte der Welt zum Schnäppchenpreis.

Werden bolivianische Rohstoffe also letztlich doch wieder vor allem im Interesse anderer gefördert? Die Regierung Morales sieht das anders. Mit 51 Prozent der Aktien verbleibe die Kontrolle über das Gemeinschaftsunternehmen und damit über die Ressource in Bolivien. Wesentlich skeptischer ist da der Leiter des bolivianischen Informationszentrums CEDIB. „Die Entscheidungsstruktur des Unternehmens spiegelt nicht wirklich die Mehrheitsverhältnisse wider“, kritisiert Oscar Campanini. Tatsächlich hat sich ACISA als Aktionär mit nur 49 Prozent erstaunliche Rechte gesichert. So müssen bei Entscheidungen im Aufsichtsrat vier von fünf Mitgliedern zustimmen. Es kann also in Bolivien keinen Beschluss ohne den deutschen Partner geben.

„Die bolivianische Regierung hat sich mit ACISA einen Partner gesucht, der bisher überhaupt keine Erfahrung im Bereich Lithium hat“, sagt Epifanio Mamani, ehemaliger Vizebergbauminister von Bo-

Bolivien

Bolivien hat knapp über 11 Millionen Einwohner (die 37 Sprachen sprechen) und ist neben Paraguay der einzige Binnenstaat Südamerikas. Da sich die Anden in einem Bogen durch den Westen des Landes ziehen, gibt es hier so ziemlich alle Klimazonen – von arktisch im Hochgebirge bis tropisch in den östlichen Tiefebene, die zum Amazonasbecken gehören.



livien, heute Dozent an der Universidad Autónoma in Potosí. Außerdem glaubt Mamani nicht, dass sich das bolivianische Lithium international behaupten wird. Denn das Lithium im Salar de Uyuni hat einen recht niedrigen Reinheitsgrad, außerdem erschwert die dreimonatige Regenzeit den Abbau.

Der Ressourcenexperte Campanini macht sich eher um das fragile Ökosystem des Salzsees Sorgen. Wie in Chile oder Argentinien geschehen, könnte der Grundwasserspiegel durch den Lithiumabbau sinken. Das könnte der Landwirtschaft ebenso wie dem immer wichtiger werdenden Tourismus am Salar de Uyuni schaden. Und auch wenn die Region recht bevölkerungsarm ist, sieht Campanini das Recht der lokalen indigenen Bevölkerung auf Konsultation bisher nicht gewahrt. ACISA Systems widerspricht: Die ansässige Bevölkerung sei nicht nur frühzeitig informiert worden, sie solle auch „bei flankierenden Aufgaben rund um die Lithiumproduktion eingebunden werden“. Auch die Umweltbedenken kann das Unternehmen nicht nachvollziehen. Man habe

einen weltweit einzigartigen Prozess entwickelt, der trotz des immensen Wasserverbrauchs bei der Lithiumproduktion „eine neutrale bis positive Wasserbilanz aufweist“.

Noch ist nicht sicher, ob tatsächlich weitere Batteriefabriken im Salzsee entstehen; bisher gibt es dazu nur Absichtserklärungen der Vertragspartner. Deutschland und Frankreich verkündeten kürzlich, ein Batterieprojekt beider Länder mit 1,2 Milliarden Euro zu fördern. 2020 soll eine erste Pilotfabrik in Europa entstehen.

Ist Bolivien also doch nicht auf dem Weg zu einer neuen, eigenständigen Industrialisierung? Koloniale Verhältnisse spiegeln sich nicht nur im Zugang zu Märkten, sondern auch im verfügbaren Investitionskapital und dem Zugang zu Know-how wider. Das Konzept des „vivir bien“, des „guten Lebens“, das Evo Morales zum Verfassungsprinzip erhoben hat, stellt dagegen den Schutz der Natur über industrielles Wachstum. Doch selbst Kritiker Campanini lehnt den Abbau nicht gänzlich ab: „Die Ressourcen sind Teil unseres

Lebens. Die Frage ist nicht, ob wir sie abbauen, sondern ob wir einen Weg finden, bei dem die lokale Bevölkerung an erster Stelle steht.“

Selbst wenn das bolivianische Lithiumprojekt ein Erfolg für Bolivien wird, die Region Potosí soll bisher gerade einmal mit drei Prozent der Einnahmen beteiligt werden. Nach wie vor ist Potosí das ärmste Departamento Boliviens. Und Uyuni die ärmste Region Potosís. Es braucht noch viele Schritte, damit der Fluch der Geschichte gebrochen wird. ↯



Simón Bolívar

Bis heute wird Simón Bolívar in Südamerika als der Freiheitskämpfer schlechthin verehrt: „El Libertador“. Als Sohn einer reichen Familie 1783 in Caracas geboren, kam er auf Europareisen mit liberalen politischen Ideen in Berührung. Er schloss sich der Unabhängigkeitsbewegung an und kämpfte gegen die Sklaverei. In langen militärischen und politischen Kämpfen half er, die spanischen Truppen zu vertreiben. Kurz vor seinem Tod ernannte sich der Freiheitskämpfer zum Diktator.

Gold



Abbau im Salzsee:
Das Lithium steckt in
einer Lauge, die
unter dem Salz ist

So, genug gelesen. Diese Seiten mit Capoeira-Moves sind für den ganzen Körper – und für alle, die keine Lust mehr auf Yoga haben

Jetzt beweg dich mal!

Esquiva Lateral

Der Move beginnt in der „Esquiva Lateral“-Position.



Von dort den freien Arm weit über den Kopf strecken, bis die Handfläche den Boden berührt.



Das Knie des angewinkelten Beins nach innen wenden und den Körper so weit absenken, dass er parallel zum Boden liegt.

Queda de Rins

Diese Position für ein paar tiefe Atemzüge halten und dann in die „aú“-Bewegung zurückspringen.



Text: Simone Ahrweiler
Illustration: Yannick de la Pêche



Aus der typischen „aù“-Ausweichbewegung heraus, bei der man mit ausladenden Armbewegungen abwechselnd große Schritte zu beiden Seiten und nach hinten macht, in eine Hocke gehen. Dann seitlich abstützen und so tief hinunterneigen, bis schließlich der Oberkörper in der Armebeuge ruht.

Benção

Aus dem Grundschritt „Ginga“ heraus setzt das hintere Bein zum Tritt an. Dazu das Knie zunächst hoch vor den Körper bringen und die Arme zur Seite bewegen.



Dann die Hüfte und das Bein nach vorne schnellen lassen – aber mit angezogenen Zehen, damit der Stoß sicher von der Fußsohle ausgeht.

Ginga

Du kommst aus der Hocke hoch und bringst das rechte Bein in die sogenannte Ginga-Bewegung nach hinten. Dann springst du zurück in die Hocke und wiederholst den Move mit dem anderen Bein.



Spätestens seit dem 18. Jahrhundert übten afrikanische Sklaven in Brasilien heimlich das Kämpfen und ließen es dafür wie einen Tanz aussehen – mit rhythmischen Schritten, Überschlägen, Tritten, Ausweichbewegungen, trickreich und akrobatisch. Von 1890 – zwei Jahre nach der Abschaffung der Sklaverei in Brasilien – bis Mitte der 1930er-Jahre war Capoeira gesetzlich verboten, danach jedoch verbreitete sich die afro-brasilianische Kultur, die Kampfkunst, Musik und Tanz vereint, in ganz Brasilien.

Wenn du genug mit unserem Schaubild geübt hast, sähe der nächste Schritt so aus: Zwei Capoeiristas stehen sich in einem Zuschauerkreis gegenüber, um sie herum wird geklatscht, gesungen und musiziert. Ihre Bewegungen sind improvisiert, obwohl es aussieht, als würden sie einer Choreografie folgen. Ob Spiel oder Kampf, es geht nicht ums Gewinnen, sondern um ein Gefühl von Gemeinschaft und dem Ausdruck purer Lebensfreude.

Wo sind wir denn hier

Der frühe Siedler

Wenn in der südbrasilianischen Stadt Blumenau, gelegen zwischen grünen Hügeln im Tal des Rio Itajaí, in jedem Oktober „Ein Prosit der Gemütlichkeit“ erklingt und Tausende Menschen in Lederhosen und Dirndl durch die Straßen ziehen, könnte bei Besuchern einen Moment lang Zweifel aufkommen, ob sie wirklich noch in Lateinamerika sind.

Das Oktoberfest in Blumenau ist eins der großen Volksfeste Brasiliens. Die Touristen trinken Weißbier, essen Sauerkraut und Würstchen. Deutschland-Folklore wie aus dem Lehrbuch, inklusive Altstadtgassen mit Fachwerkfassaden. Und all das, weil im Jahr 1850 der deutsche Apotheker Hermann Blumenau aus Hasselfelde im Harz eine Idee hatte: mit Handwerkern und Bauern eine deutsche Kolonie in Brasilien zu gründen, die seinen Namen trägt.

Mitte des 19. Jahrhunderts haben die industrielle Revolution und ihre Folgen längst auch Deutschland erfasst. Jene, die nicht davon profitieren, versucht Blumenau zur Auswanderung zu bewegen. Am 2. September 1850 gründet er mit 17 deutschen Siedlern die Kolonie Blumenau. Aber zunächst läuft die Sache nicht nach Plan.

Der Itajaí führt immer wieder Hochwasser. Indios überfallen die weißen Eindringlinge. „Alle meine Hoffnungen sind zerschmettert“, schreibt Blumenau, als er einmal besonders verzweifelt ist. Weil er die Siedler nicht im Stich lassen kann, versucht er in den Folgejahren alles, um seinen Plan noch zum Erfolg zu bringen. Und findet in Rio einen wichtigen Helfer: Der brasilianische Kaiser Peter II. unterstützt die deutsche Kolonie ab 1860 auch fi-



Da legst du nie-
der: Zum Okto-
berfest im bra-
silianischen
Blumenau kommen
jedes Jahr bis
zu eine halbe
Million Besucher

?

Die Geschichte der Deutschen in Südamerika ist eine Geschichte mit einigen Überraschungen, Skandalen und Abgründen. Drei Episoden, in denen unter anderem ein auswanderungswilliger Apotheker, ein weltbekannter Naziarzt und ein pädophiler Sektenchef auftreten

nanziell, sodass sich die Lage verbessert. Blumenau gilt als eine Art Mustersiedlung, und der brasilianische Staat übernimmt die Verwaltung der Kolonie.

Bis nach dem Ersten Weltkrieg spielen in Blumenau deutsche Sprache, Traditionen und Kultur eine tragende Rolle. Das ändert sich im Laufe der 1930er-Jahre und spätestens, als Brasilien 1942 aufseiten der Alliierten in den Zweiten Weltkrieg eintritt: Die Regierung ersetzt deutsche Ortsbezeichnungen durch portugiesische und lässt deutsche Schulen schließen. Deshalb ist Blumenau mit seinen knapp 300.000 Einwohnern heute fast eine brasilianische Stadt wie viele andere.

Die Rattenlinie der Nazis

Der Zweite Weltkrieg hat auch in einem Nachbarland weitreichende Folgen. Als Juan Perón im Jahr 1946 zum Präsidenten Argentiniens gewählt wird, verspricht er eine glorreiche Zukunft. Argentinien soll sich emanzipieren: vom Kapitalismus der USA genauso wie vom Kommunismus der Sowjetunion. Dabei sollen ihm auch jene helfen, die während des Zweiten Weltkriegs Tod, Leid und Zerstörung über die Welt gebracht haben.

Einer von ihnen geht am 20. Juni 1949 im Hafen von Buenos Aires von Bord des Schiffes „North King“. Helmut Gregor, besser bekannt unter seinem richtigen Namen: Josef Mengele. Der KZ-Arzt von Auschwitz, der Hunderttausende in den Gastod geschickt und unter dem Vorwand der Wissenschaft Tausende andere gequält und getötet hat. Wie andere Nazis war er über die sogenannte „Rattenlinie“ entkommen, eine weit verzweigte Fluchtroute mit Klöstern als Zwischenstationen, die insbesondere von Angehörigen der katholischen Kirche, Geheimdienstlern, Spionen und ehemaligen SS-Leuten als Fluchthelfer betrieben wurde.

Bereits während des Zweiten Weltkriegs war das offiziell – bis kurz vor Kriegsende – neutrale Argentinien für die Nazis eine Art Brückenkopf in Südamerika gewesen. Hier besorgten sie sich Devisen und Rohstoffe und schlugen ihr regionales Geheimdienst-

Hauptquartier auf. SS-Verbrecher wie Mengele fanden in der Hauptstadt Argentiniens ein etabliertes deutsches Netzwerk vor.

Geldprobleme hatte Mengele keine, seine Familie im bayerischen Günzburg unterstützte ihn weiterhin. 1956 reiste Mengele in die Schweiz und nach Deutschland, beantragte bei der westdeutschen Botschaft in Buenos Aires sogar einen Reisepass auf seinen echten Namen. Die mit Wirtschaftswunder und Wiederaufbau beschäftigte Bundesrepublik machte in den Nachkriegsjahren keine Schwierigkeiten: Ein Haftbefehl gegen ihn lag nicht vor.

Das änderte sich erst Ende der 1950er-, Anfang der 1960er-Jahre, als die juristische Aufarbeitung von Auschwitz begann und die Taten Mengeles in den Fokus deutscher Gerichte gerieten. Als 1960 Adolf Eichmann, einer der Hauptorganisatoren des Holocaust, vom israelischen Geheimdienst Mossad von Argentinien nach Israel entführt, in Jerusalem vor Gericht gestellt und zum Tode verurteilt wurde, bekamen es Mengele und andere Nazis mit der Angst zu tun.

Mengele flüchtete nach Paraguay und weiter nach Brasilien – in der Furcht, doch noch gefunden und gefasst zu werden. Am 7. Februar 1979 starb er im brasilianischen Bertioga im Alter von 67 Jahren beim Baden im Meer, wahrscheinlich an einem Schlaganfall.

Die Colonia Dignidad

Achtzehn Jahre früher, im Jahr 1961, entzieht sich ein anderer Deutscher der Strafverfolgung, indem er nach Lateinamerika geht. In Deutschland hat Paul Schäfer eine christliche Sekte gegründet und betreibt ein Kinder- und Jugendheim. Als die Staatsanwaltschaft Bonn wegen des Verdachts der Vergewaltigung zweier Jungen einen Haftbefehl gegen Schäfer erwirkt, flüchtet er mit rund 300 Anhängern in einem Charterflugzeug nach Chile.

Nahe der Stadt Parral, 320 Kilometer südlich der Hauptstadt Santiago, baut er in den kommenden Jahren die Colonia Dignidad auf, die „Kolonie der Würde“. Eine Bezeichnung, die zynischer

nicht hätte sein können. Auf dem riesigen Gelände der Colonia Dignidad – abgeriegelt von der Außenwelt mit Stacheldraht, Bewegungssensoren und Schäferhunden – besteht unter Schäfers Führung mehr als 30 Jahre lang ein brutales Terrorregime, vom chilenischen Staat als steuerbegünstigte Wohltätigkeits- und Erziehungseinrichtung anerkannt: Schäfer zwingt die Sektenmitglieder bereits von früher Kindheit an zu Sklavenarbeit, lässt Kinder und Erwachsene mit starken Psychopharmaka gefügig machen, vergewaltigt zum Teil mehrmals täglich Jungen und lässt den ab 1973 regierenden chilenischen Diktator Augusto Pinochet in der Kolonie politische Gegner einsperren, foltern und umbringen.

Schäfer und die Führungsriege der Sekte haben gute Kontakte zur Botschaft und zum Auswärtigen Amt. Obwohl unter anderem Amnesty International bereits in den 1970er-Jahren schwere Vorwürfe gegen die Colonia Dignidad erhebt, können der Sektenführer und seine Mittäter bis weit in die 1990er-Jahre weitgehend ungestört agieren.

Auch nach dem Ende der Pinochet-Diktatur 1990 und Ermittlungen der chilenischen Behörden kann sich Schäfer noch bis 1997 in der Colonia aufhalten. Im selben Jahr flüchtet er nach Argentinien. Erst im März 2005 wird er aufgespürt, nach Chile ausgeliefert und zu mehr als 20 Jahren Haft verurteilt. Er stirbt 2010 in einem Gefängnis-Krankenhaus in Santiago.

Vollständig aufgeklärt sind die Verbrechen bis heute nicht. Chilenische Ermittler suchen immer noch nach Überresten verschwundener Pinochet-Gegner. Eine Entschädigung haben Opfer und Angehörige bis heute nicht vom chilenischen Staat erhalten. Im Jahr 2018 beschloss der Bundestag, im Bundeshaushalt 2019 zunächst eine Million Euro für die Entschädigung der Opfer bereitzustellen. Bis zu 10.000 Euro pro Person soll es geben.

Auf dem Gelände der Colonia Dignidad, die jetzt „Villa Baviera“ heißt (wörtlich übersetzt: Dorf Bayern), gibt es heute ebenfalls ein Oktoberfest, bei dem Touristen und Einheimische Weißbier trinken, Würstchen essen und sich an bayerischer Volkstümlichkeit erfreuen – wo einst Menschen gefoltert wurden. ✠

In Brasilien nimmt die Gewalt gegen Frauen, Schwarze, Indigene und Homosexuelle immer mehr zu. Morde wie der an der Feministin Marielle Franco sind keine Einzelfälle.

Hier schreibt die Autorin und Dokumentarfilmerin Eliane Brum von ihrer Angst vor einer Tragödie

Marielles hübscher Kopf war von vier Schüssen zerfetzt worden und damit auch ihr Lächeln, bei dem sogar ich, obwohl ich sie nie kennengelernt hatte, immer Lust bekam, mit ihr zu lachen. Selbst heute noch, wenn ich ihr Bild sehe. Dann lache ich mit Marielle. Dann weine ich nicht. Sondern schreibe.

Als mich die Nachricht vom Mord an der Politikerin und Frauenrechtlerin Marielle Franco erreichte, war ich noch in Amazonien, um von dort über die Gewalt gegen die Kleinbauern zu berichten. Eine blutrote Spur von 16 hingerichteten

Landarbeitern zieht sich seit 2015 durch Anapu, eine Region, in der seit Jahren der Regenwald abgeholzt wird.

Seit 2015 die brasilianische Demokratie mit dem Amtsenthebungsverfahren gegen Dilma Rousseff ins Trudeln geraten ist, haben sich die Spannungen in Brasilien auf dem Land und an den Rändern der Städte verschärft. Die Erschießung von Marielle Franco, einer Stadtverordneten von Rio, war ein weiterer Schritt der extremen Gewalt in einem Land, in dem der Genozid an jungen Schwarzen und der



Marielle Franco setzte sich als Kommunalpolitikerin in Rio für die Rechte von Armen und Frauen ein. Im März 2018 wurde sie in ihrem Auto erschossen

Gegenmacht:
Der amtierende Präsident
hält Homosexualität für
unnatürlich, aber Brasili-
ens oberstes Gericht hat
Homophobie zur Straftat
erklärt – zur Freude etli-
cher Aktivisten



Inter Nr. 71, Thema: Südamerika

Genozid an Indigenen Alltag sind, als könnte man mit dem Genozid leben, ohne dass damit zugrunde geht, was man Seele nennt. Die Ermordung von Marielle Franco war nur ein weiterer Schritt – über den Rand des Abgrunds hinaus. Sogar für Brasilien.

Marielle vereinigte viele Identitäten in sich: Sie war schwarz, wie die meisten, die umkommen; sie war aus der Favela (Maré), woher die kommen, die von allem zu wenig haben. Als schwarze Frau gehörte sie dem schutzlosesten und am meisten von Gewalt betroffenen Teil der brasilianischen Bevölkerung an, als lesbische Frau war sie Teil einer weiteren, von Homophobie gepeinigten Gruppe. Aufgeladen mit all dem, was sie war – und immer sein wird –, ließ sich Marielle für die linke PSOL in den Stadtrat von Rio de Janeiro wählen. Und machte aus ihren kriminalisierten Identitäten einen Ausbruch der Möglichkeiten.

Sie war die Inkarnation einer Bewegung, die aus dem Leben wie aus dem Leiden Brasiliens kommt. Marielle verkörperte einen Aufstand, der nicht mit ihr gestorben ist, obwohl er über die Jahre stets niedergeschlagen wurde. Ein Aufstand, der schöpferisch ist, kreativ und von einem anderen Brasilien träumt. Marielles Leben war wohl eine einzige Dreistigkeit für ihre Mörder, und sie wagte dabei noch zu lachen, und zwar viel, wie es Frauen tun, denen klar ist, dass Lachen auch eine Übertretung ist, wenn von uns erwartet wird, dass wir weinen.

Seit mit Dilma Rousseff die erste Frau aus dem Präsidentenpalast gejagt wurde, durch ein an den Haaren herbeigezogenes Amtsenthebungsverfahren, ist die Gewalt an den Rändern des Regenwalds, auf dem Land und in den Städten brutaler geworden. Als sei etwas, das nur mühsam eingedämmt worden war, wieder freigesetzt. Die ganze Zerstörungswut, die verdrängt worden war.

Mit der Zerstörungswut meine ich vor allem den Wunsch nach Zerstörung der weiblichen Körper und der Körper von LGBTIQ, Körpern, die sich weigern, normiert zu sein – was Bolsonaro und seine Anhänger im Wahlkampf 2018 sehr deutlich gemacht haben. Für mich gehören zu dieser Liste auch noch die Körper derjenigen, die afrikanischen Religionen anhängen und damit dem Wachsen der evangelikalen Kirchen im Wege stehen und deswegen dämonisiert werden.

Nicht von ungefähr war es eine Frau, die von Bolsonaros Anhängern im Wahlkampf angegriffen wurde: Amélia Teles. Amelinha, wie sie von den meisten genannt wird, ist eine von Dutzenden, die Anfang der 1970er-Jahre von Oberst Carlos Alberto Brilhante Ustra gefoltert wurden, der einzige je von der brasilianischen Justiz angeklagte Folterer aus der Zeit der Militärdiktatur (1964–1985). Ustra ließ damals sogar ihre zwei kleinen Kinder kommen und führte ihnen die Mutter vor, voller Urin und Erbrochenem und mit Blutergüssen am ganzen Körper. Diesem Mann gab Bolsonaro seine Stimme, als er für die Absetzung von Dilma Rousseff stimmte, und sagt von da an immer wieder, dass der Folterer sein Idol sei. Amelinha wiederum sprach in einer Aufnahme für eine Wahl-

kampfsendung des Oppositionskandidaten Fernando Haddad über die Folter, die sie erlitten hatte, und wurde dafür von Anhängern Bolsonaros mit dem Tode bedroht.

Auch an Luana Barbosa dos Reis Santos muss erinnert werden, eine schwarze lesbische Frau aus der Peripherie, die 2016 von Polizisten ermordet wurde. Und man muss auf die schauen, die jetzt schon aus Angst um ihr Leben das Land verlassen mussten.

Die Gewalt richtet sich nicht gegen beliebige Körper, sondern gegen bestimmte. Es geht um die Kontrolle – darauf sei noch einmal hingewiesen – über die Körper, die sich nicht mehr ducken: Frauen, Schwarze, Indigene, LGBTIQ. Es war auch nicht ein beliebiges Bild, das Bolsonaro wählte, um den Karneval 2019 schlechtzumachen, sondern das von zwei schwulen Männern. Doch der Karneval hatte trotz all der vom Präsidenten angestachelten Gewalt gezeigt, dass der Aufstand noch lebt. Und wie er lebt.

Nicht mehr so tun, als gäbe es eine demokratische Normalität,

ist das Gebot der Stunde, um bei Verstand zu bleiben. Der Hass in Brasilien kann jeden Moment explodieren. Und die Wahrscheinlichkeit ist groß, dass Bolsonaro eine Tragödie verursacht. Und die Institutionen tun nichts, um die Bevölkerung und die Verfassung zu schützen.

Bolsonaro hat Brasilien in ein Versuchslabor für die Perversion der Politik verwandelt, Brasilien zu einem „Fall“ gemacht. Wer das gemerkt hat, wird langsam krank. Andere haben das Land schon verlassen, um nicht zu Märtyrern werden zu müssen. Das Schlimmste, was wir jetzt tun könnten, wäre, so zu tun, als wäre das alles normal. Oder als sei Normalität möglich unter einem Präsidenten, der Brasiliens Alltag durch die Verbreitung von Hass in sozialen Netzwerken kontrolliert.

Wenn schließlich ermittelt sein wird, wer Marielle Franco hat umbringen lassen – und aus welchem Grund –, wird es nicht nur die Aufklärung eines Verbrechens sein, sondern womöglich die Anatomie des heutigen Brasiliens, enthüllt in ihrer ganzen erstaunlichen Furchtbarkeit.

Die Zerstörung des Körpers von Marielle Franco, des politischen Körpers, der sich nicht unterwerfen ließ, ist der brutalste Angriff bis heute. Wir rufen „Marielle – presente!“ (Marielle – anwesend!) für unsere Würde. Aus gemeinsamer Verantwortung. Aber auch, weil wir glauben, dass dadurch vielleicht einige andere Körper davor bewahrt werden können, auf offener Straße in Brasilien von Kugeln zerfetzt zu werden. Wir halten die Erinnerung an Marielle Franco wach, treiben den Preis für ihren Tod in die Höhe. Trotz derjenigen, die auch nach Marielles Tod noch sterben mussten. Weiter zu schreien hat uns womöglich davor bewahrt, völlig die Kontrolle zu verlieren. Wie lange noch, wissen wir nicht. Deswegen müssen wir weiter schreien. Und hoffen, dass unsere Schreie die Welt erreichen, die sich noch nicht entmenschlicht hat.

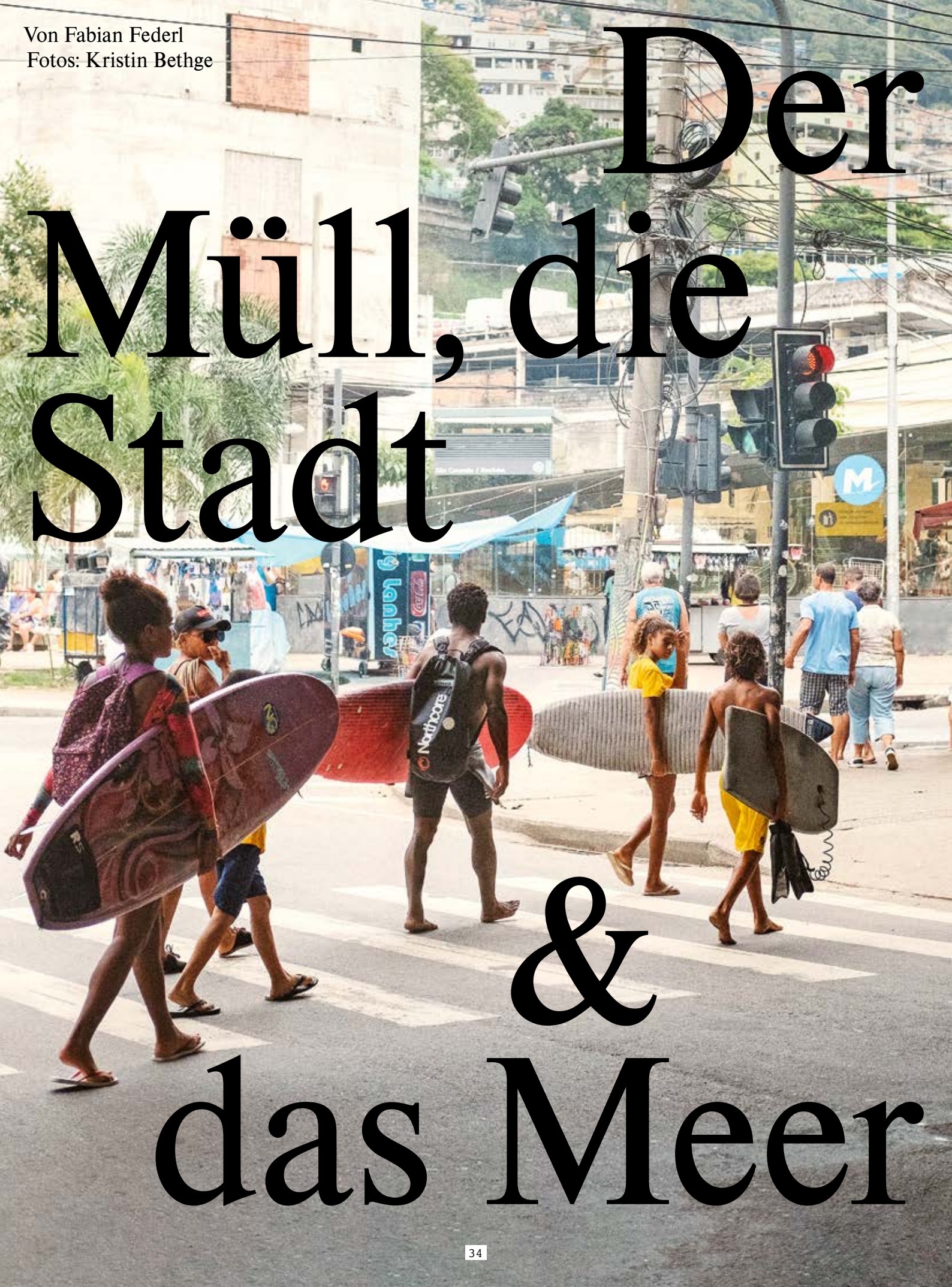
Übersetzt aus dem
Portugiesischen
von Michael Kegler



Von Fabian Federl
Fotos: Kristin Bethge

Der Müll, die Stadt

& das Meer



Der Alltag in den Favelas von Rio ist von Armut und Gewalt geprägt. Manche Jugendliche versuchen, diesem Leben auf dem Surfbrett zu entkommen

Márcio Pereira da Silva schiebt sich durch den Verkehr auf einer von Mototaxis verstopften, sich steil den Berg hinabschlängelnden Straße. Er trägt orangefarbene Flip-Flops und Badehose. Der 49-Jährige, der aber gut 20 Jahre jünger wirkt, hat seinen Enkel, zwei Jahre alt, um den Körper geschnallt und hangelt sich über einen Balkon und eine Treppe hinauf in den dritten Stock auf eine Dachterrasse. Ein halbes Dutzend Jugendliche sitzen schon hier, auf Mauerresten. Einer von ihnen, Fábio, steht an einer Werkbank. Ein anderer starrt auf sein Handy, dann gestikuliert er, als manövriere er ein unsichtbares Surfbrett durch eine Riesenwelle. Márcio knipst das Licht in einem kleinen Kabuff auf dem Dach an und sagt: „Fühlt euch wie zu Hause.“

Hunderte Surfbretter lehnen an der Wand, daneben ein Kanister mit Wachs, abgebrochene Finnen, ein selbst gebauter Bock, von Tape und einem Gürtel zusammengehalten. Ein Hundehäuschen, ein BMX-Hinterrad, ein Friseurstuhl. Jemand hat „ASR“ an die Wände gesprayed, Associação de Surf da Rocinha. Das hier sei das Haus seines Vaters, erklärt Márcio, für ein eigenes Vereinsheim reiche das Geld nicht. Von der Terrasse blickt man auf Tausende bunte Häuser der riesigen Favela, einen beeindruckenden Granitfelsen, Regenwald und darunter, wie das Ende der Welt, auf den Strand von São Conrado.

Brasilien

Brasilien hat über 200 Millionen Einwohner und ist das größte Land Südamerikas. Es bildet von der Fläche her fast die Hälfte des Subkontinents und ist damit auch das fünftgrößte Land der Erde. Seine weiteste Ausdehnung übertrifft sogar den Abstand Südamerikas zu Afrika. Brasilien hat mit allen südamerikanischen Staaten außer Chile und Ecuador eine gemeinsame Grenze.

Anderswo wollen Jugendliche Fußballspieler werden, hier in der Favela Rocinha, im Süden Rio de Janeiros, träumen alle vom Surfen. Hunderte haben mit dem Sport ihr Leben verbessert. Finanziell und sozial. Der Sport ist ein Ausweg. Eine Flucht vor den Drogen und den Gangs, die für Jugendliche in der Rocinha Alltag sind. „Das Surfen hat mich gerettet“, sagt Márcio, „und das gebe ich heute weiter.“ Seit sieben Jahren betreibt er die Associação de Surf da Rocinha, die sich über eine Reparaturwerkstatt für Surfbretter finanziert. „Wenn die Regie-

rung nicht hilft, müssen wir es selbst tun.“ In den letzten Jahren aber kam ein neues Problem hinzu. Immer wieder mussten die Jugendlichen durch dicke Müllschichten im Wasser paddeln. Manchmal ist das Surfen für Wochen unmöglich, weil heftige Regenfälle große Mengen des Abfalls, der in den Straßen der Favela mit ihren nach inoffiziellen Schätzungen 250.000 Bewohnern nicht entsorgt wird, an den Strand spülen.

Die Rocinha ist ein gigantischer Slum auf wertvollem Boden, denn sie grenzt an drei der reichsten Stadtteile Rios. Das Leben hier ist prekär. Immer wieder brechen Tuberkuloseepidemien aus, regelmäßig sterben Menschen bei Schusswechseln rivalisierender Gangs. Perspektiven für Jugendliche sind rar. Der Drogenhandel verspricht eine zu sein. „Eine bessere Alternative“, sagt Márcio, „ist das Meer.“

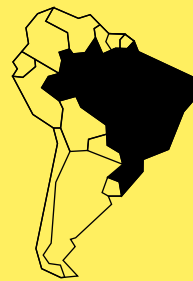
„Surfen war immer schon ein wichtiger Teil der Rocinha.“ Márcio zeigt ein Fotoalbum, darin Fotos von Jungs, vielleicht drei, vier Jahre alt. Ganz hinten klebt ein Bild von Carlos Belo, einem der besten Surfer der Rocinha, auf dem Siegereppchen, nach einem Wettkampf. „Wir haben keine Autos, kein Geld und kaum Möglichkeiten“, sagt Márcio, „aber wir haben den Strand São Conrado mit Wellen von zweieinhalb Metern Höhe.“



Durch Reparaturaufträge wird die Initiative finanziert



Der Strand befindet sich gleich unterhalb des Armenviertels



Reparateur der Stadt. Mit diesen Aufträgen finanziert die ASR Kurse und Wettbewerbe und vor allem das provisorische Vereinshaus auf dem Dach von Márcios Vater. „Du hast keine Vorstellung, wie viele Jungs wir jedes Jahr an den Drogenhandel verlieren.“ Je länger die Jungs unbeschäftigt sind, desto wahrscheinlicher werde es, dass eine der Gangs sie erwischt. „Morgens um sieben sitzen die ersten Kids hier“, sagt Márcio, täglich gehen sie gemeinsam surfen. Die Erfahrung sei beim Surfen ebenso wichtig wie die Physis. Vom „Lesen des Meeres“ spricht Márcio. Doch das, was er heute sieht, mache ihm Sorgen. „Das Meer hat sich geändert.“

Eine Woche nach der Begegnung mit Márcio treffen Rio die stärksten Regenfälle seit über 20 Jahren. Zehn Menschen sterben, viele verlieren ihre Häuser, ganze Viertel stehen unter Wasser. Auch in der Rocinha haben die Wassermassen Menschen mitgerissen, den Hügel hinunter, Autos und Häuser zerstört. Das Abwassersystem funktioniert

2012 hat Márcio die ASR gegründet, er knüpfte damit an Rocinhas Surfpioniere an, Jungs mit Namen wie Suruba – Orgie – und Lula – Tintenfisch. Márcio ging als Kind täglich an den Strand, um sie zu beobachten. Er selbst surfte ohne Brett, indem er Hände und Arme streckte, den Körper versteifte und sich so über der Welle hielt. Als Jugendlicher schnitt er dann Holzbretter zurecht, später klaute er Styropor von Baustellen und umwickelte es mit Klebeband. „Die Welle in São Conrado gehört zu den besten der Welt“, sagt Márcio. Sie breche abrupt ab, man müsse schnell paddeln und schnell aufstehen. „Die Welle ist brutal und nichts für Anfänger.“ Deshalb, das ist Márcios Theorie, surfen die Kids aus der Rocinha besser als die anderen. Entweder gut oder gar nicht.

Fábio schnallt ein Surfbrett auf die Werkbank, eine Bruchstelle verläuft quer über das Brett. Er zieht Kreppband über die Ränder, verteilt eine weiße Masse über dem Riss. Etwas später zieht er einen Mundschutz über und schleift die eingetrocknete Masse ab. Selbst die Surfer aus den reichen Vierteln Rios bringen ihre Bretter zu Fábio, er gilt als der beste

kaum mehr, der Müll wird an den Strand geschwemmt, das Wasser mischt sich mit Schlick aus der Kanalisation. Da die Stadtreinigung nichts tut, helfen sich die Surfer selbst. Sie bauen Klärfilter an die offenen Kanäle und organisieren Clean-ups, bei denen sie gemeinsam Müll sammeln.

„Wir klauben das Zeug vom Strand“, erzählt Márcio auf der Terrasse, „und dann kommt der Regen und vermüllt den Strand erneut.“ In der Favela gebe es Projekte, die Lö-



Manchmal spült der Regen nicht nur den Müll, sondern ganze Häuser den Hang hinunter. Dann müssen die Surfer erst mal aufräumen



Pelé

Der Brasilianer, der eigentlich Edson Arantes do Nascimento heißt, gilt als der beste Fußballer aller Zeiten. Dabei hatte Pelé, der 1940 geboren wurde und in ärmlichen Verhältnissen aufwuchs, bis zu seinem 11. Lebensjahr nur Straßenfußball gespielt – meist ohne Schuhe, die konnte er sich nicht leisten. Als ihn ein Talentsichter entdeckte, ging alles ganz schnell: Mit 16 schoss er bereits sein erstes Tor in einem Länderspiel. Dreimal wurde er mit Brasilien Weltmeister und schoss in über tausend Spielen mehr als 1.200 Tore. In der Kritik stand er, als er in seiner späteren Funktion als Sportminister die Vermarktung von Sportrechten erleichterte und davon mit der eigenen Sportmarketingfirma profitierte.

sungen zur Müllvermeidung anböten. Doch der Staat habe die Unterstützung eingestellt. Die Kläranlage ist seit Monaten kaputt, der Müll sammelt sich meterhoch, und die Strömung treibt auch den Abfall aus anderen Vierteln an den Fuß der Rocinha.

Während Márcio über die Regierung schimpft, beginnt es zu dämmern. Die Jungs schauen Surfvideos, lachen. Einer sitzt abseits, in sein Telefon versunken. Er habe sich für die Regionalmeisterschaft qualifiziert, sagt der 16-jährige Rafael Silva, in Búzios, einem reichen Ort rund 200 Kilometer östlich von Rio. „Ich versuche, Geld für das Busticket zusammenzubekommen“, sagt er und zuckt mit den Schultern. „Ah, und einen Schlafplatz.“ ↵



Nach Regenfällen stapelt sich am Strand der Müll, der aus der Favela herausgespült wird

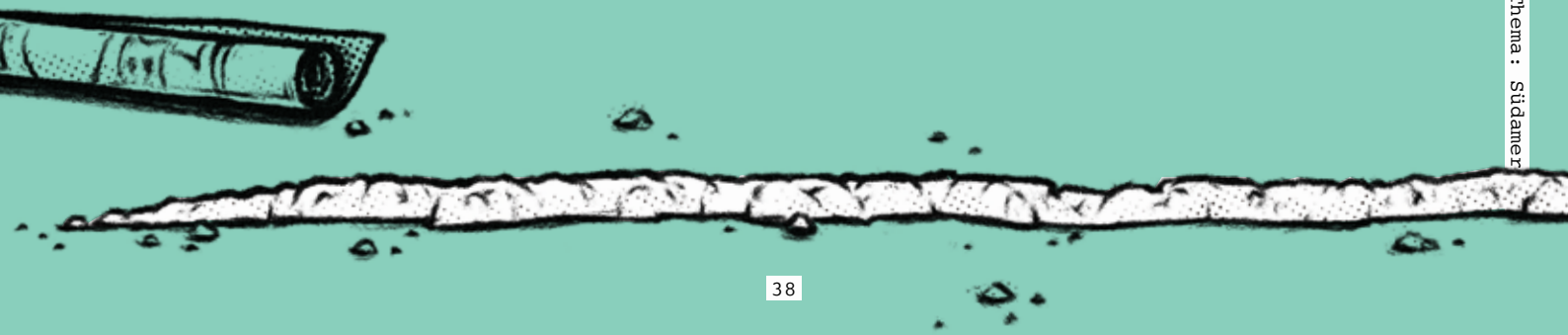
Narc Paraguay

Präsidenten, bei denen
kiloweise Koks gefunden wird,
Abgeordnete, die Richtern die
Jagd auf Drogenschmuggler
erschweren, und Grenzregionen,
in denen Waffen gehandelt
werden. Dieses Drehbuch wäre
selbst Netflix zu abgedreht

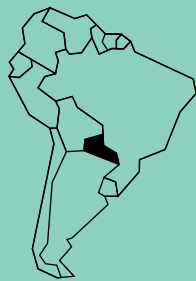
Im Herzen Südamerikas sieht es idyllisch aus: rote Erde, sanfte Hügel, riesige Sojafelder unter Schäfchenwolken. Doch hinter der ländlichen Fassade Paraguays tobt ein Krieg, in dem schwere Limousinen am helllichten Tag mit Panzerfäusten zerlegt werden, in dem Schmuggler zum Präsidenten aufsteigen und Drogenbosse im Gefängnis Pressekonferenzen abhalten.

Paraguay ist der größte Marihuanaproduzent Südamerikas und inzwischen einer der wichtigsten Umschlagplätze für Kokain. Nach Schätzungen der paraguayischen Anti-Drogen-Behörde SENAD werden jährlich 1,5 Milliarden US-Dollar mit Drogen erwirtschaftet – mit dabei sind Verbrechersyndikate aus aller Welt: Chinesen, Russen, Italiener, Araber, vor allem aber Brasilianer, die um die Kontrolle der wichtigsten Schmuggelrouten im Nachbarland kämpfen. Mal geht es dabei um Drogen, mal um Waffen. 2017 verdreifachten sich plötzlich die legalen Waffenexporte der USA nach Paraguay – viele der Waffen tauchten anschließend in den Favelas von Rio und São Paulo wieder auf.

Den Grundstein für einen korrupten Beutestaat legte bereits der Diktator Alfredo Stroessner. Nachdem er sich 1954 an die Macht geputscht hatte, begünstigte er seine Minister aus der Colorado-Partei und die Generäle der Streitkräfte – und erkaufte sich so deren Loyalität. Damals hatte



Os ay



der Reichtum, der verteilt wurde, zwei Quellen: Landbesitz und Schmuggelrouten, zunächst vor allem für Alkohol und Zigaretten. Obwohl die Regierung in den USA von Stroessners Machenschaften wusste, wurde der Diktator aufgrund seiner antikommunistischen Haltung weiter unterstützt.

Bis heute ist die Grenzregion Ciudad del Este im Dreiländereck zwischen Argentinien, Brasilien und Paraguay ein labyrinthisches Paradies für Produktpiraten und Schmuggler. Die im Vergleich zu den Nachbarländern niedrigen Steuern ziehen täglich Tausende Käufer und Händler an. Per Boot, Kleinflugzeug oder auf dem Landweg werden die Waren schließlich – oft unter den Augen der Zöllner – abtransportiert.

Die Drogen kamen erst 1989 ins Spiel, als General Andrés Rodríguez den Diktator Stroessner ablöste, die Demokratisierung einleitete und erste Geschäfte mit einem französischen Heroinschmuggler machte. Es war der Anfang der Narcopolitik. Damals stieß der Richter Adalberto Fox bei seinen Ermittlungen auf Verstrickungen zwischen Politik, Wirtschaft, Sicherheitskräften und Verbrechern. Schon in den 1970er- und 1980er-Jahren schmuggelte Fahd Yamil, Kopf der libanesischen Mafia, Zigaretten, Benzin, Waffen, Alkohol und Drogen unter der schützenden Hand seines Geschäftspartners – keines Geringeren als General Rodríguez. Es wird davon ausgegangen, dass der Drogenboss unbehelligt in der

Grenzstadt Pedro Juan Caballero lebt. Einer seiner Schützlinge ist Roberto Acevedo, Politiker und Vorsitzender des Kongressausschusses zur Drogenbekämpfung im Kongress.

Im Jahr 2013 zog mit Horacio Cartes ein Vorbestrafter in den Präsidentenpalast ein – wegen krummer Devisengeschäfte saß der Multimillionär mehrere Monate im Gefängnis. Im Jahr 2000 beschlagnahmte die Polizei auf einer seiner Haciendas ein brasilianisches Kleinflugzeug mit 20 Kilo Kokain und 343 Kilo Marihuana an Bord. Cartes' Nachfolger wurde sein Parteigenosse Mario Abdo Benítez, er ist der Sohn von Diktator Stroessners ehemaligem Privatsekretär. Seine Firmen florieren dank großzügiger Staatsaufträge, etwas schal wirkt daher sein Versprechen, der Korruption und dem organisierten Verbrechen den Garaus zu machen. Eine klare Strategie sei bislang nicht in Sicht, bemängeln Kritiker.

Vorschläge zur Bereinigung der notorisch korrupten Sicherheitskräfte und Justiz gibt es keine. Medial aber zündet Abdo ein Feuerwerk und führt der Öffentlichkeit reihenweise festgenommene brasilianische Drogenbosse vor. Auch wenn denen die Haft nicht viel auszumachen scheint. Einer veranlasste hinter Gittern, dass seine beschlagnahmten Luxusautos aus dem Depot der paraguayischen Polizei „gestohlen“ wurden, ein anderer erstach in der Zelle seine Geliebte, um seine bevorstehende Auslieferung nach Brasilien zu verhindern, weil zunächst der Mord in Paraguay verhandelt werden musste.

Im Gegensatz zu den Politikern scheinen die Drogenbosse eine Strategie zu besitzen: Statt die Ware über den Landweg und mit Kleinflugzeugen zu transportieren, werden immer häufiger Schiffe eingesetzt. Das mehr als 3.400 Kilometer lange Kanalsystem Paraguay-Paraná, das ursprünglich für den Sojaexport ausgebaut wurde, gilt heute als Kokain-Highway. Und die Anrainerstaaten Bolivien, Brasilien, Paraguay, Argentinien und Uruguay tun nichts dagegen. Denn bisher konnte man sich nicht auf gemeinsame Zoll- und Sicherheitskontrollen entlang der Wasserstraße verständigen. ☞

Paraguay

im Herzen Südamerikas, neben Bolivien einer der beiden Binnenstaaten des Kontinents, ist etwa so groß wie Deutschland und die Schweiz zusammen. Westlich des Río Paraguay liegt die trockene und dünn besiedelte Ebene des Gran Chaco, östlich des Flusses das subtropische Tafel- und Bergland Oriente, in dem weit über 90 Prozent der Bevölkerung leben. Dazu gehörten fast seit Beginn der europäischen Eroberung auch Deutsche, in späteren Zeiten kamen weitere Einwanderer deutscher Abstammung hinzu. Bis heute spielt deshalb die deutsche Sprache in Paraguay, wo hauptsächlich das indigene Guaraní und Spanisch gesprochen wird, eine gewisse Rolle.



Der Kampf



Die Mapuche sind das Volk Lateinamerikas, das sich am längsten erfolgreich gegen die spanischen Eroberer gewehrt hat. Heute richtet sich ihr Widerstand gegen Großgrundbesitzer, die Forstindustrie und Energieprojekte



weiter



geht

Jaime Huenchullán wirft sich die langen schwarzen Haare über die Schulter. Er ist 40 Jahre alt und lebt in der autonomen Gemeinde Temucuicui in Wallmapu, wie die Mapuche ihr Territorium im Süden Chiles nennen. Sie sind das größte indigene Volk des Landes und machen etwa

zehn Prozent der Gesamtbevölkerung aus. Viele von ihnen leben in traditionellen dörflichen Gemeinden, andere mussten vor Armut und Vertreibung in die Städte fliehen. „Die Erinnerung ist noch lebendig, dass hier unsere Urgroßeltern gelebt haben und vertrieben wurden. Deswegen kämpfen wir für die Rückgabe unseres Landes“, sagt Huenchullán.

Die Mapuche gelten als eines der kämpferischsten Völker Lateinamerikas. Kein anderes Volk konnte so lange seine Unabhängigkeit bewahren. Erst wideretzten sie sich erfolgreich der Invasion der Inkas, anschließend der Kolonisation durch die Spanier. Da die spanischen Eroberer die Mapuche nicht besiegen konnten, verhandelten sie mit ihnen und überließen ihnen im Jahr 1641 ein unabhängiges Territorium von etwa zehn Millionen Hektar. Aber mit der Unabhängigkeit Chiles 1810 kam es zu einer Wende. Denn der neu gegründete chilenische Staat weigerte sich, den Vertrag anzuerkennen. Chilenische Truppen marschierten in das Gebiet der Mapuche ein. Was als sogenannte Befriedung galt, war in Wirklichkeit eine brutale Militärintervention. Tausende Mapuche wurden getötet und vertrieben. Und ihr Territorium wurde auf 500.000 Hektar reduziert. Große



Die Fotoreportage auf diesen Seiten zeigt das Alltagsleben der Mapuche, die bis heute ihre eigene Kultur pflegen. Dazu gehören der Anbau von Quinoa, Kartoffeln und Chili, aber auch Holzhäuser, deren Böden aus Erde sind, weil ihnen die Erde, „Pachamama“ genannt, heilig ist





Teile des ehemaligen Mapuche-Gebiets übergab der chilenische Staat daraufhin an europäische Siedler, vor allem aus Deutschland und der Schweiz. Ihre Nachfahren leben noch immer in der Region.

Bis heute ist das Verhältnis zwischen beiden Volksgruppen gespannt. Wenn es zu Zusammenstößen zwischen ihnen kommt, sprechen viele chilenische Politiker und Medien von „Mapuche-Terrorismus“. Bei Festnahmen beruft sich die Justiz meistens auf das Antiterrorgesetz. Es stammt noch aus der Pinochet-Diktatur und erlaubt, „Terroristen“, die sich gegen die Regierung wenden, auch ohne klare Beweislage und Gerichtsprozess im Gefängnis oder in Untersuchungshaft festzuhalten. Auf der Grundlage des Antiterrorgesetzes sind bereits mehrere Mapuche-Aktivist*innen verhaftet worden.

Häufig wird das Gesetz auch angewendet, um die wirtschaftlichen Interessen der Forstindustrie zu schützen. Jaime Huenchullán aus der Gemeinde Temucoicui war mehrfach im Gefängnis, weil er und seine Familie gemeinsam mit anderen Mapuche in den 1990er-Jahren ein Grundstück besetzten, das dem Forstunternehmen Mininco gehörte. Der Hintergrund: Während der Agrarreform des sozialistischen Präsidenten Salvador Allende wurden zahlreiche Gebiete an die Mapuche zurückgegeben. Allerdings wurden ihnen diese während der Pinochet-Diktatur wieder weggenommen und an Forst- und Agrarunternehmen verkauft. Im Jahr 2003 gelang es der Gemeinde Temucoicui nach jahrzehntelangem Widerstand gegen das Forstunternehmen Mininco, 1.900 Hektar Land zurückzugewinnen. Aber nicht ohne Folgen. „Die Unterdrückung hat nicht aufgehört. Die Antwort des Staates auf unsere Forderungen ist die Militarisierung der Region. Seit 2012 haben wir einen Militärstützpunkt gleich nebenan“, sagt Huenchullán.

Erst vor wenigen Monaten wurde ein Spezialkommando der chilenischen Polizei in der Araukanien-Region stationiert, das sogenannte „Dschungelkommando“. Schon im November 2018 erschoss ein Polizist des Kommandos den 24-jährigen Mapuche Camilo Catrillanca in der Gemeinde Temucoicui. „Sein Tod hat dazu geführt, dass wir uns als Mapuche stärker vereinen, um uns gegen den Krieg zu verteidigen, den der chilenische Staat gegen uns führt“, sagt Huenchullán.

In der chilenischen Verfassung, die noch aus den Zeiten der Militärdiktatur stammt, werden die Mapuche nicht als Volk anerkannt. Auch nach der Rückkehr zur Demokratie 1990 haben die chilenischen Regierungen die Rechte der Mapuche systematisch missachtet. Seit der neoliberalen Öffnung Chiles drängen vermehrt ausländische Investoren ins Land, insbesondere in das von den Mapuche beanspruchte Territorium, das reich an natürlichen Ressourcen ist.





Gabriela Mistral

Dass Gabriela Mistral 1945 den Nobelpreis für Literatur gewonnen hat und heute in ganz Südamerika als große Dichterin verehrt wird, begann mit einem bedrückenden Ereignis. Der Mann, dem ihre große Liebe galt, nahm sich 1909 das Leben. Mistral verarbeitete das in ihrem Gedichtband „Desolación“ – *Trostlosigkeit*. Und obwohl ihr noch eine große Karriere beschert war, auch im diplomatischen Dienst, durchströmt Mistrals ganzes Werk eine große Traurigkeit. Als erfolgreiche Frau hatte sie in einer sehr patriarchalischen Gesellschaft natürlich auch etwas *Rebellisches*.

Lange wurden die Mapuche respektiert. Unter dem jetzigen Präsidenten geraten sie unter Druck, weil sie wirtschaftlichen Projekten im Weg sind

Besonders stark wachsen die Investitionen im Energiesektor. Denn Chile gilt als Paradies für erneuerbare Energien aufgrund der reichen Wasserressourcen, großen Höhenunterschiede und vielen Sonnenstunden – hervorragende Voraussetzungen für Solaranlagen, Wind- und Wasserkraftwerke. Doch häufig sorgen die Energieprojekte für Konflikte mit den Mapuche. Das österreichische Unternehmen RP Global baute ein Wasserkraftwerk in Tranguil in der Gemeinde Panguipulli gegen den Widerstand der Mapuche. Die Aktivistin Macarena Valdés, die sich gegen den Bau des Wasserkraftwerks einsetzte, wurde am 22. August 2016 erhängt in ihrer Küche gefunden. Es sah zunächst nach Selbstmord aus, aber eine zweite Autopsie ergab, dass die junge Frau bereits tot war, als sie aufgehängt wurde. Ihr Ehemann Rubén Collío sucht bis heute nach Gerechtigkeit: „Macarena wurde ermordet, weil sie unser Territorium und unser Wasser verteidigt hat. Wir werden nicht aufgeben, bis wir die Verantwortlichen gefunden haben.“ Das Wasserkraftwerk wurde trotzdem gebaut, die chilenische Justiz legte den Fall zu den Akten.

In der Mapuche-Gemeinde Collipulli entsteht gerade Chiles größter Windpark – ein Projekt des deutschen Unternehmens wpd. Ein Mapuche, der wenige Kilometer von

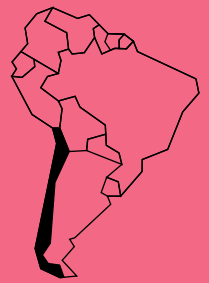
dem Windpark entfernt lebt und anonym bleiben will, meint: „Hier werden Abkommen geschlossen, ohne die Meinung der Bevölkerung zu berücksichtigen. Mit diesem Projekt wird das Unternehmen Millionen verdienen. Wir wollen nicht weiter in Armut leben. Wir wollen am Gewinn beteiligt werden.“ 400 Millionen US-Dollar investiert wpd in den Bau. Dem Unternehmen zufolge wird der Windpark der Gemeinde Wohlstand und Fortschritt bringen. Aber garantiert werden lediglich 65 feste Arbeitsplätze während der Bauzeit von etwa 98 Tagen.

Die Pachtverträge wurden mit wohlhabenden Agrarunternehmern geschlossen. Die lokale Bevölkerung wird dagegen keine Vorteile haben – und auch die erzeugte Energie ist nicht für sie. Denn die meiste Energie wird in Chile durch den Bergbau, die Forstindustrie und die industrielle Landwirtschaft verbraucht – Wirtschaftssektoren, die auf den Export ausgerichtet sind, vor allem in die USA, nach China und nach Europa.

Der Historiker Martín Correa glaubt, dass der chilenische Staat mit seiner neoliberalen Wirtschaftspolitik dafür gesorgt hat, dass sich der Konflikt zunehmend radikalisiert. „Erst wurden die Mapuche durch die Siedler verdrängt, dann durch die Forstwirtschaft und heute durch Energieprojekte wie Wasserkraftwerke und Windparks“, sagt Correa. Und all das geschehe unter dem Deckmantel von Chiles wirtschaftlicher Entwicklung, die den Mapuche nie Vorteile gebracht habe, deren Kosten sie aber tragen müssten. „Aber der Kampf der Mapuche“, so Correa, „ist noch lange nicht beendet.“ ☞

Dios mío

Die katholische Kirche prägt Südamerika, doch der Missbrauchsskandal hat die Religion getroffen. Vormalig unantastbare Autoritäten werden öffentlich kritisiert und juristisch verfolgt



Südamerika ist der katholischste Kontinent der Welt, doch seit einigen Jahren herrscht für die Kirche eine Art Ausnahmezustand. Immer mehr Betroffene erzählen öffentlich, wie sie teils jahrelang von Geistlichen sexuell missbraucht wurden. Viele Katholiken sind schockiert vom Ausmaß des Missbrauchsskandals. Noch sind etwa 60 Prozent der Bevölkerung katholisch – aber die Zahl nimmt ab.

Die Krise begann in den frühen Nullerjahren und verschlimmerte sich nach dem Tod von Papst Johannes Paul II. im Jahr 2005. Der Vatikan reagierte auf die Vorwürfe mit undurchsichtigen internen Ermittlungen und kleinen Strafen: Der chilenische Bischof Francisco José Cox etwa wurde 2002 in ein Kloster nach Deutschland geschickt, ohne dass die Vorwürfe aufgearbeitet wurden.

Eines der ersten Urteile, die ein weltliches Gericht gegen einen Geistlichen verhängte, fiel in Argentinien. 2002 strahlte ein Fernsehsender einen Bericht über Julio César Grassi aus, in dem er beschuldigt wurde, fünf Kinder missbraucht zu haben. Grassi war damals der vielleicht berühmteste katholische Priester in Argentinien. Im Fernsehen warb er für Spenden für seine Waisenkinderstiftung. Der heutige Papst Franziskus, damals noch Kardinal Jorge Bergoglio, verteidigte Grassi vehement. Jahre später kam heraus, dass er sogar eine Studie in Auftrag gegeben hatte, die Grassi entlastete. 2013 kam Grassi nach einem langen Prozess für 15 Jahre ins Gefängnis.

Heute gibt es in Argentinien Missbrauchsvorwürfe gegen 80 Geistliche. Einige stechen heraus wie diejenigen rund um das Institut Próvolo, ein Internat für gehörlose Jugendliche. Bei den Ermittlungen kam heraus, dass viele der Täter italienische Priester waren, gegen die es bereits in Italien Missbrauchsvorwürfe gegeben hatte. Sie waren wegen der Vorwürfe nach Lateinamerika versetzt worden. Einer der Priester sagte

einem Journalisten, dass zu seiner Zeit am Internat zehn Geistliche Kinder und Jugendliche missbrauchten. Die Organisation „Bishop Accountability“ – ein Netzwerk von Betroffenen aus den USA – glaubt, dass die 80 beschuldigten Geistlichen in Argentinien nur die Spitze des Eisbergs sind.

Besonders hart schlug der Missbrauchsskandal in Chile ein, das als eines der konservativsten Länder Südamerikas gilt. Bis vor wenigen Jahrzehnten zählte das Wort eines Bischofs dort mindestens so viel wie das eines Abgeordneten oder eines Ministers. Die Kirche hatte die Macht, Gesetze auszubremsen, die ihr nicht passten. Sie boykottierte auch Anti-Aids-Kampagnen, die dazu rieten, beim Sex Kondome zu benutzen. Doch diese Macht hat die Kirche nun eingebüßt.

Im Jahr 2010 machten drei Opfer des Priesters Fernando Karadima den von ihnen erlittenen Missbrauch öffentlich. Karadima ist ein erkonservativer

Pfarrer, der zum inneren Zirkel um den Diktator Pinochet gehörte. Pinochet regierte Chile von 1973 bis 1990 und war verantwortlich für Tausende Tote. Die Chilenen waren empört, in der Folge gingen weitere Opfer an die Öffentlichkeit. Die Vorwürfe richteten sich gegen fast alle Bistümer und Orden des Landes. 1995 gaben 74 Prozent der Chilenen an, katholisch zu sein, bis 2018 ist die Zahl auf 45 Prozent gefallen. Die Auswirkungen waren besonders deutlich beim Besuch des Papstes im Januar 2018 zu spüren. Die chilenischen Katholiken empfingen Franziskus mit einer Kälte, die niemand vorhergesehen hatte. Seine letzten öffentlichen Gottesdienste blieben halb leer.

Drei Monate später vertiefte sich der Bruch zwischen Kirche und Gesellschaft weiter, als die Generalstaatsanwaltschaft anfang, gegen Geistliche zu ermitteln. Dafür stieg sie unter anderem in die Archive eines der größten Bistümer des Landes. Im März 2019 ermittelte die Staatsanwaltschaft gegen insgesamt 219 Geistliche und katholische Laien wegen sexuellen Missbrauchs. Die Mehrheit der 241 Opfer war zum Zeitpunkt der Tat noch keine 18 Jahre alt.

Der Missbrauchsskandal in Chile beunruhigt den Vatikan, weil er Auswirkungen auf die gesamte Region haben könnte. In vielen Ländern gibt es zwar ähnliche Vorwürfe, aber sie haben bis jetzt nicht annähernd so viel Aufmerksamkeit bekommen wie in Chile. In Peru etwa erhob der Journalist Pedro Salinas in seinem Buch „Halb Mönche, halb Soldaten“ im Jahr 2015 Vorwürfe gegen die Mitglieder des „Sodalicio de Vida Cristiana“, einer lokalen und sehr konservativen katholischen Bewegung. Dort beschreibt Salinas, wie der Anführer Fernando Figari seine Macht nutzte, um Jugendliche zu manipulieren und sexuell zu missbrauchen. Salinas wurde später wegen Verleumdung verurteilt, geklagt hatte ein Bischof, der der Bewegung nahesteht. Vor wenigen Wochen zog der Bischof die Klage schließlich zurück – der öffentliche Druck war zu groß.

In Chile wie in Peru stammen die Betroffenen, die den erlittenen Missbrauch öffentlich machten, aus der Oberschicht. Sie hatten es schwer, gehört zu werden in dermaßen katholischen Gesellschaften, in denen Priester und Bischöfe bis heute sehr viel Macht haben. Und doch war es einfacher für sie als für die große Mehrheit der Betroffenen, die nicht so viel Geld, Einfluss und Kontakte haben. Papst Johannes Paul II. nannte Lateinamerika einst den „Kontinent der Hoffnung“. Die Hoffnung für die Missbrauchsoffer besteht wohl darin, erzählen zu können, wie die Kirche ihr Leben in Wahrheit verändert hat. ↵

Sie sind immer noch da



Die „Madres de Plaza de Mayo“ protestieren seit den Tagen der Diktatur für die Aufklärung der Verbrechen an ihren Kindern und Enkeln - und tragen deren Bilder bei sich

Die Aufarbeitung der argentinischen Diktatur ist ein langer Prozess, der noch nicht abgeschlossen ist

Ein grauenhafter Fund sei an den Ufern des Río de la Plata in Argentinien gemacht worden, so berichtete am 29. Mai 1976 die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“: elf Leichen, die Spuren grausamer Folterungen aufgewiesen hätten, an einer habe ein Stück Beton gehangen. Der Hintergrund, so hieß es in der Zeitung, sei wohl eine „Tragödie politischer Natur“.

Diese politische Tragödie hatte am 24. März 1976 begonnen, als sich das argentinische Militär an die Macht putschte und die Präsidentin Isabel Perón stürzte. Die galt als schwach, mit der Wirtschaft ging es bergab, und linke Extremisten und das rechtsgerichtete Regime bekämpften sich mit brutaler Gewalt in der Öffentlichkeit. Unter dem Vorwand, die gesellschaftliche Ordnung wiederherstellen und den Linksterrorismus bekämpfen zu wollen, verwandelte die Militärregierung unter Jorge Rafael Videla das Land in kürzester Zeit in eine Diktatur, in der Oppositionelle gnadenlos verfolgt wurden. Um in einem der berüchtigten Folterzentren zu landen, reichte es schon, sich in sozialen Projekten oder für Arbeiterrechte zu engagieren. Selbst die Bürger anderer Staaten konnte es treffen.

So war unter den Leichen, von denen die „FAZ“ berichtete, womöglich auch die von Klaus Zieschank, einem Deutsch-Argentinier, der in Buenos Aires ein Praktikum gemacht hatte und in das Visier der Militärs geraten war, weil er sich zuvor in Deutschland gegen die Diktatur in Chile engagiert hatte. Noch in den Tagen des Putsches wurde er entführt, betäubt und mit Draht an einen anderen Menschen gefesselt aus einem Flugzeug über dem Río de la Plata abgeworfen. So verfuhr das Regime mit vielen Kritikern.

Auch die deutsche Studentin Elisabeth Käsemann fiel dem Staatsterror zum Opfer. Sie hatte sich in Armenvierteln in Buenos Aires engagiert und Regimekritikern bei der Ausreise geholfen – als man sie ebenfalls entführte und nach

monatelanger Folter erschoss. Ihr Fall machte vor allem deswegen Schlagzeilen, weil ihr Vater – ein bekannter Theologe, der einst von der Gestapo festgenommen worden war – öffentlich die damalige Bundesregierung (aus SPD und FDP) anklagte, sich aus wirtschaftlichen Gründen nicht für die Befreiung seiner Tochter eingesetzt zu haben. Deutschland exportierte zu dieser Zeit die meisten Waffen nach Argentinien. Tatsächlich hatten andere europäische Staaten erfolgreich bei der Militärjunta interveniert, um ihre Bürger zu retten.

Deutschland war nicht das einzige Land, das sich nicht entschieden gegen die argentinische Diktatur stellte. Bei der Fußballweltmeisterschaft 1978 in Argentinien nahmen 16 Nationen teil, keine protestierte offiziell bei der Militärregierung. Später stellte sich heraus, dass die Inhaftierten im Folterzentrum ESMA den Jubel der Fußballfans im nahen Stadion hatten hören können.

Insgesamt ließ das Regime rund 30.000 Menschen verschwinden, viele Angehörige wissen nach wie vor nicht, was mit ihren Söhnen, Töchtern, Vätern und Müttern passiert ist. Mehr als 500 Kinder und Babys wurden ihren Müttern zudem rechtswidrig weggenommen und an Angehörige der Streitkräfte oder regime-treue Familien übergeben.

Nach dem Ende der Diktatur 1983 wurden zunächst einige Täter verurteilt, als aber das Militär mit einem erneuten Putsch drohte, stellte man weitere Ermittlungen ein, bereits Verurteilte wurden wieder begnadigt. Die darauffolgenden Regierungen plädierten für einen Schlussstrich, allerdings kam es in der Bevölkerung immer wieder zu Protesten. Bekannt wurden die „Madres de Plaza de Mayo“ – Mütter, deren Kinder während der Diktatur verschwanden und die über Jahrzehnte jede Woche vor dem Regierungspalast gegen das Vergessen demonstrierten. Dennoch blieb Menschenrechtsaktivisten lange Zeit nur der Gang an internationale Gerichte – unter Verweis auf das Völkerrecht. So erließ das Amtsgericht Nürnberg 2001 Haftbefehle gegen die Verantwortlichen für den Mord an Elisabeth Käsemann, die 2009 vor einem argentinischen Gericht zu lebenslangen Freiheitsstrafen verurteilt wurden. Seit 2003 hatte sich unter dem Präsidenten Néstor Kirchner die Überzeugung durchgesetzt, dass den Opfern der Diktatur eine Art Schlussstrich ohne umfangreiche Aufarbeitung nicht zuzumuten sei. Bis heute wurden von 1.500 Angeklagten mehr als die Hälfte verurteilt. Diktator Videla starb 2013 im Gefängnis. „Die Gerichtsprozesse des letzten Jahrzehnts haben zu einem gesunden Prozess

der Erinnerung, der Wahrheit und der Gerechtigkeit geführt“, sagt der argentinische Bundesrichter Daniel Rafecas. „Und sie haben maßgeblich zur Ablehnung der autoritären Kultur und zur Stärkung der demokratischen Werte beigetragen.“

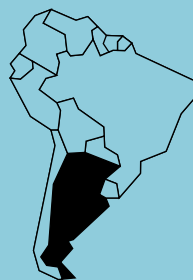


Eva Perón

„Evita“ gilt vielen Argentinern heute als eine der größten Wohltäterinnen der Nation und hat fast den Status einer Heiligen. 1919 als uneheliche Tochter eines Großgrundbesitzers geboren und in ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen, kämpfte sie als Ehefrau des Präsidenten Juan Perón erfolgreich für das Frauenwahlrecht und für die sozial Schwachen und Unbeachteten, was Kritiker nur für Show hielten. Insgesamt verfolgten die Peróns eine nationalistische Politik und sympathisierten mit den europäischen Faschisten.

Argentinien

ist der zweitgrößte Staat Südamerikas. Klimatisch und landschaftlich bietet es weit mehr als nur die Pampa, jene Grassteppe, die auch vielen Europäern ein Begriff ist. Die knapp 45 Millionen Einwohner des Landes leben zu einem großen Teil in Buenos Aires und wenigen anderen größeren Städten.



Hoch drei

Von den dreizehn Ländern Südamerikas kennst du vielleicht zehn. Aber was ist mit Guyana, Suriname und Französisch-Guayana oben rechts?

Selbst von Südamerika-Kennern bleibt meist ein Gebiet des amerikanischen Doppelkontinents unentdeckt. Genau genommen sind es drei kleine tropische Länder, die zwischen dem Atlantik und dem nördlichsten Teil Brasiliens liegen: Guyana, Suriname und Französisch-Guayana. Allen drei gemein ist, dass weite Flächen mit Regenwald bedeckt sind, die Flora und Fauna dadurch besonders vielfältig ist und die meisten Menschen in den Städten der Küstenebene leben.

Guyana:
bekannt durch einen totalitären Sektenstaat

Es liegt schon einige Jahre zurück, da machte Guyana weltweit gruselige Schlagzeilen: Am 18. November 1978 kam es in der Siedlung Jonestown



im Nordwesten des Landes zu einem kollektiven Selbstmord von mehr als 900 Menschen. Der US-amerikanische Sektenführer Jim Jones, der zu dieser Zeit mit seinen Anhängern völlig abgeschottet im Urwald lebte, hatte allen befohlen, Zyankali zu nehmen. Wahrscheinlich weil er fürchtete, nach dem Besuch

eines US-Abgeordneten könnte bekannt werden, dass einige Sektenmitglieder gegen ihren Willen in Jonestown festgehalten wurden. Er selbst starb bei dem Massaker.

Das heutige Guyana geht auf niederländische Kolonien im 16. und 17. Jahrhundert zurück, gehörte später dann aber auch zu Großbritannien und Frankreich, bis das Land 1966 unabhängig wurde. Gut 20 Prozent der rund 780.000 Einwohner leben in der Hauptstadtregion Georgetown. Die größten ethnischen Gruppen der Republik sind die Afro-Guyaner, die von ehemaligen Sklaven aus Afrika abstammen, und die Indo-Guyaner, deren Vorfahren ab 1838 als Vertragsarbeiter aus dem ehemaligen Britisch-Indien ins Land geholt wurden. Die Amtssprache ist Englisch. Seit 2015 wird Guyana von dem Präsidenten David Arthur Granger, einem ehemaligen hochrangigen Militär, geführt. Die Bestrafung homosexueller Handlungen und auch die Todesstrafe im Strafrecht gehören zur traurigen Realität unter seiner Regierung.

Suriname:
unverkennbar geprägt durch die Niederländer

Suriname mit der Hauptstadt Paramaribo ist das kleinste unabhängige Land Südamerikas. Von Indigenen wurde es bereits vor tausenden Jahren besiedelt, ehe die ersten Europäer ins Land kamen. Geprägt wurde es dann vor allem durch die Niederländer, die dort 1613 einen Handelsposten errichteten, und später durch die Engländer. Von der ethnisch sehr heterogenen Bevölkerung der rund 570.000 Einwohner stammt heute mehr als ein Drittel von afrikanischen Sklaven ab, fast die Hälfte der Surinamer ist christlich. Die Amtssprache ist Niederländisch. Die wechselvolle Geschichte des Landes reicht von der Abschaffung der Sklaverei (1863) über die Unabhängigkeit von den Niederlanden (1975) bis zu der Zeit der Militärdiktatur (1980–1987). Ein großer Teil der Bevölkerung emigrierte im 20. Jahrhundert, etwa um Arbeit zu finden. So gingen mehrere Hunderttausend Surinamer in die Niederlande. Heute lebt



ein großer Teil der Surinamer im Ausland. Nach demokratischen Wahlen im Jahr 2015 regiert Präsident Desi Bouterse, doch immer noch wird die Politik

bestimmt vom Einfluss des alten Militärs und ist durch Korruption gekennzeichnet. Die Wirtschaft des Landes profitiert vor allem von Bodenschätzen wie Gold und Erdöl.

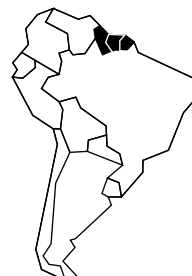
Französisch-Guayana:
der Außenseiter Südamerikas

Die sogenannte Teufelsinsel, 13 Kilometer vor der Küste Französisch-Guayanas, wurde fast 100 Jahre lang bis 1946 als Strafkolonie für Schwerverbrecher genutzt. Bis zu 70.000 Häftlinge lebten unter menschenunwürdigen Verhältnissen in dem Arbeitslager. Im 20. Jahrhundert brachten das als autobiografischer Roman vermarktete Buch „Papillon“ von Henri Charrière

und die Verfilmung des Stoffes die Teufelsinsel erneut ins kollektive Gedächtnis. Heute befindet sich auf dem Archipel auch eine Radar- und Funkstation, um die Raketenstarts aus dem Raumfahrtzentrum Guayana zu überwachen. 1968 von den Franzosen in der Stadt Kourou in Betrieb genommen, wird der für das Land wirtschaftlich bedeutende Weltraumbahnhof seitdem immer wieder erweitert. Wenngleich Französisch-Guayana wie viele Länder Südamerikas von Niederländern, Briten und Franzosen kolonialisiert wurde, besitzt es eine Sonderstellung auf dem Kontinent. Denn seit 1946 gehört das ethnisch sehr diverse Land mit seiner Hauptstadt Cayenne und seinen circa



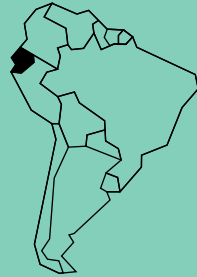
260.000 überwiegend christlichen Einwohnern als Übersee-Département zu Frankreich. Damit gelten die französischen Gesetze, und das Land ist Teil des EU-Binnenmarkts. ↙



Die Nachfahren afrikanischer Sklaven haben Ecuador einen Platz auf der Weltbühne des Fußballs erkämpft

Von Ole Schulz

Tor zur



Ausgerechnet David Beckham machte den großen Traum der Ecuadorianer zunichte. In der 60. Minute des Achtelfinales der Weltmeisterschaft 2006 verwandelte der Superstar den entscheidenden Freistoß. Doch auch nach dem unglücklichen Ausscheiden blieb die Teilnahme des kleinen Ecuador an der K.-o.-Runde der WM in Deutschland ein großer Erfolg. Schon vier Jahre zuvor hatte sich die „Tri“ genannte Nationalmannschaft erstmalig für eine Fußball-WM qualifiziert, wobei gleich sieben Spieler aus einem armen Tal im Nordosten des Landes kamen: Im Valle del Chota hatten Jesuiten im 16. Jahrhundert afrikanische Sklaven angesiedelt als Ersatz für die hier ursprünglich lebenden Indigenen, von denen viele an den von den spanischen Kolonialisten eingeschleppten Krankheiten gestorben waren. Sie mussten als rechtlose Arbeitskräfte in den Minen und auf den Zuckerrohrplantagen arbeiten.

Heute sind fast alle Bewohner des zwischen den zwei Kordillern der Anden gelegenen Chota-Tals dunkelhäutige *afrodescendientes*, darunter der schlaksige Rekordtorschütze Agustín „El Tin“ Delgado, der bullige Verteidiger Ulises de la Cruz und Mittelfeldmotor Édison Méndez; die beiden Letzteren stehen mit über 100 Länderspielen in der Bestenliste der FIFA. Alle haben ihren Beitrag dazu geleistet, dass Ecuador heute als eine der aufstrebenden Fußballnationen gilt – 60 Jahre nachdem Brasilien 1958 mit einem aus vielen Afrobrasilianern bestehenden Team um den erst 17-jährigen Pelé erstmals Weltmeister wurde.

Sucht man nach Gründen für den Erfolg der Fußballer aus dem Chota-Tal, wird oft angeführt, dass die *choteños* von kräftigen Sklaven abstammen und daher so athletisch sind. Oder, so eine andere Theorie, liegt es an der im Tal verbreiteten Guandul-Schote, einer grün-gelblichen, besonders proteinreichen Hülsenfrucht, dass die Fußballer von hier so robust und laufstark sind?

Vermutlich ist die Wahrheit noch einfacher: Ihr Antrieb sei der Wunsch gewesen, aus der Armut auszubre-

chen und wahrgenommen zu werden, hat Ulises de la Cruz in einem Interview erklärt. „Wir mussten erfolgreich sein, damit wir anerkannt werden.“ Früher habe es viel Rassismus gegeben, so de la Cruz. Mit dem Erfolg der *choteño*-Kicker sei die „Schranke der Minderwertigkeit“ überwunden worden. Die Anerkennung der Afroecuadorianer im Fußball hat wohl auch so lange gedauert, weil ihr Anteil an der Bevölkerung vergleichsweise gering ist. Er liegt bei ca. 7 Prozent.

Doch der Erfolg der *futbolistas* aus dem Valle hat an den strukturellen Problemen vor Ort kaum etwas ändern können – trotz einiger von Fußballhelden wie Delgado und de la Cruz initiiertes Sozialprojekte. Immer noch ist die Chota-Region bitterarm, die Infrastruktur schlecht, und es gibt zu wenig Arbeit. Auch fußballerisch ging es kaum voran: In den letzten Jahren standen nur noch wenige Spieler aus dem Valle im Nationalteam, was auch mit den Problemen auf Vereinsebene zu tun hatte. 2012 wurde etwa der Club Valle del Chota aus dem Spielbetrieb ausgeschlossen.

Immerhin: In der U-17-Auswahl Ecuadors sind aktuell wieder drei Jungs aus dem Chota-Tal, wo die Kinder auf staubigen Sandplätzen weiter von einer Profikarriere träumen. Ihr jüngstes Vorbild ist Romario Ibarra. Der 24-jährige Mittelfeldspieler aus der Valle-Provinz Imbabura gab 2017 sein Debüt in der Nationalmannschaft, ein Jahr später wechselte er vom Club Universidad Católica in Quito in die US-amerikanische Major League Soccer. Ein Sprung in die Welt. ↩

Ecuador

liegt mitten auf dem Äquator und ist geografisch, landschaftlich, klimatisch und ethnisch eines der vielfältigsten Länder der Erde, obwohl es für süd-amerikanische Verhältnisse klein ist. Hier gibt es viele aktive und erloschene Vulkane, denn das Land liegt genau auf der Grenze der beiden tektonischen Platten, aus deren Zusammentreffen sich die Anden gebildet haben.

Welt



Kontinent der Diktaturen

In den 1970er- und 1980er-Jahren konnte sich in Südamerika eine ganze Reihe rechtsgerichteter Diktaturen etablieren – viele mit Unterstützung der USA. Besonders US-Außenminister Henry Kissinger sah in der Unterstützung rechter Diktatoren ein probates Mittel, um kommunistische oder auch sozialistische Bewegungen einzudämmen. 1973 wurde mithilfe der USA der sozialistische Ministerpräsident Chiles, Salvador Allende, aus dem Amt geputscht. Unter dem ihm folgenden Diktator Augusto Pinochet wurden bis 1990 Tausende Oppositionelle ermordet. Wir zeigen euch, in welchen Ländern noch Unrechtsregime installiert wurden.

Fluss im Endstadium

Der Rio Bogotá ist einer der am stärksten verschmutzten Flüsse der Welt. Wenn er Bogotá erreicht, ist sein Wasser längst schwarz wie Erdöl. Doch bald sollen in ihm Menschen baden können. Wenn es nach dem Bürgermeister der kolumbianischen Hauptstadt geht, wird der Fluss zum Herzstück der immer weiter wachsenden Stadt. Doch wer dem Fluss von seiner Quelle bis zur Mündung folgt, merkt: Die Rettung des Rio Bogotá liegt noch in weiter Ferne. Auf fluter.de seht und lest ihr eine Multimedia-Reportage über einen Fluss im Endstadium.

Vorschau

Es ist schon eigenartig. Auf der einen Seite hegen und pflegen wir Hunde und Katzen, streicheln Meerschweinchen, striegeln Pferde und tragen Igel von der Straße ins sichere Gebüsch – auf der anderen Seite dulden wir, dass Tiere gequält werden, damit wir genügend Fleisch auf dem Teller haben. Obwohl: Immer mehr Leuten ist eben nicht mehr wurst, welche ethischen Fragen unser Konsum aufwirft. Das Zusammenleben von Mensch und Tier ist schon ein extrem spannendes Feld – und das bereits seit sehr langer Zeit –, wobei sich der Mensch ja stets als Krone der Schöpfung betrachtete. Mal sehen, wie gut er in unserer nächsten Ausgabe zum Thema Tiere wegkommt. Bis dann.

Impressum

fluter – Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung
Ausgabe 71, Thema Südamerika, Sommer 2019
Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung (bpb)
Adenauerallee 86, 53113 Bonn
Tel. 0228/99515-0

Redaktion

Thorsten Schilling (verantwortlich/
Bundeszentrale für politische Bildung/
schilling@bpb.de),
Oliver Gehrs (redaktionelle Koordination)

Bildredaktion

Trine Skraastad

Artdirektion

Sabine Kornbrust

Mitarbeit

Simone Ahrweiler, Barbara Bachmann, Sophia Boddenberg, Eliane Brum, Óscar Contardo, Fabian Federl, Sabrina Gaisbauer, Oliver Geyer, Iseult Grandjean, Fabian Grieger, Michael Kehler, Stefan Kesselhut, Ralf Pauli, Nicolas Rose, Natascha Roshani, Jenni Roth, Ole Schulz, Jonas Seufert, Sandra Weiss

Dokumentation

Kathrin Lilienthal

Korrektorat

Tina Hohl, Florian Kohl

Redaktionsanschrift/Leserbriefe

fluter – Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung,
DUMMY Verlag, Torstraße 109, 10119 Berlin,
Tel. 030/300230-233, Fax -231, post@fluter.de

Redaktionelle Umsetzung

DUMMY Verlag GmbH, Torstraße 109,
10119 Berlin
ISSN 1611-1567
Bundeszentrale für politische Bildung
info@bpb.de
www.bpb.de

Abonnement & Leserservice

ssm system service marketing gmbh
Im Auftrag der Bundeszentrale für politische Bildung
Dudenstraße 37-43, 68167 Mannheim
Tel. 0621/33839-38, Fax 0621/33839-33
abo@heft.fluter.de

Kostenloses Abo bestellen, verlängern oder abbestellen

www.fluter.de/heft-abo
abo@heft.fluter.de

Nachbestellungen

Publikationsversand der Bundeszentrale für politische Bildung/bpb, Postfach 501055,
18155 Rostock
Fax 038204/66-273,
www.bpb.de/shop
Nachbestellungen von fluter werden von 1 kg bis 20 kg mit 5 Euro kostenpflichtig.

Druck

Ernst Kaufmann GmbH & Co. KG, Druckhaus
Raiffeisenstraße 29, 77933 Lahr
Tel. 07821/945-0, info@druckhaus-kaufmann.de
www.druckhaus-kaufmann.de

Bildnachweise

Sämtliche Illustrationen: Yannick de la Pêche/
Kombinatrotweiss; Cover Adriana Loureiro
Fernández; S. 3 Daniel Gebhart de Koekkoek; S. 4
Adriana Loureiro Fernández (l.), Kristin Bethge
(r.), Yasuyoshi Chiba/AFP/Getty Images (u.); S. 5
panos pictures/VISUM; S. 7 Ronaldo Schemidt/AFP/
Getty Images; S. 8 Carlos Becerra/Bloomberg via
Getty Images; S. 9 Carlos Becerra/Bloomberg via
Getty Images (o.), Boris Rostami-Rabet (u.);
S. 10 Chakaria Wattanamongkol/Getty Images; S. 11
FG Trade/Getty Images (o.), Miriam Duran/unsplash.
com (u.); S. 12-15 Adriana Loureiro Fernández;
S. 18 Kobby Mendez/unsplash.com; S. 19 Raul
Arboleda/AFP/Getty Images; S. 20-23 Eitan
Abramovich/AFP/Getty Images (4); S. 25 Matjaž
Krivic/INSTITUTE; S. 28 Mario Tama/Getty Images;
S. 31 Fabio Vieira/FotoRua/NurPhoto via Getty
Images; S. 32 Yasuyoshi Chiba/AFP/Getty Images;
S. 33 Mauro Pimentel/AFP/Getty Images; S. 34-37
Kristin Bethge; S. 40-43 Silke Kirchhoff; S. 46
AFP/Getty Images; S. 48 CBS PhotoArchive/Getty
Images (u.), BartCo/Getty Images (o.), Jody Amiet/
AFP/Getty Images (M.); S. 49 Rodrigo Buendia/AFP/
Getty Images; S. 50 Polaris/laif

Papier: Dieses Magazin wurde auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt.

Ausführliche Informationen zu Datenschutz und Betroffenenrechten findest du hier:
www.fluter.de/datenschutz



Gutes Heft, sagst du, aber warum macht ihr nicht mehr über den Regenwald, dessen Abholzung ja zum Klimawandel beiträgt? Und wieso zeigt ihr nicht mal auf einer Infografik, wie Kokain hergestellt wird - und wer alles daran mitverdient? Und wo bleibt eigentlich das Heft über Afrika?

Alles schon erledigt. Unter fluter.de/hefte kannst du weiteren Lesestoff für den Strand oder das Freibad bestellen



Foto: Lee Materazzi, "Head in Utensil Drawer" 2009

Einfach *tiefer* blicken

Auf flutter.de
gibt's täglich Neues

